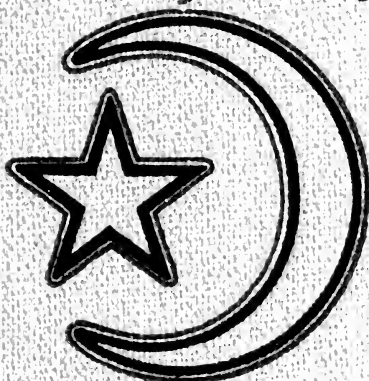




3 1761 06234821 4

Der aufsteigende Halbmond

Von
Ernst Jäckh



Neue, ergänzte Auflage

Stuttgart
deutsche Verlags-Anstalt

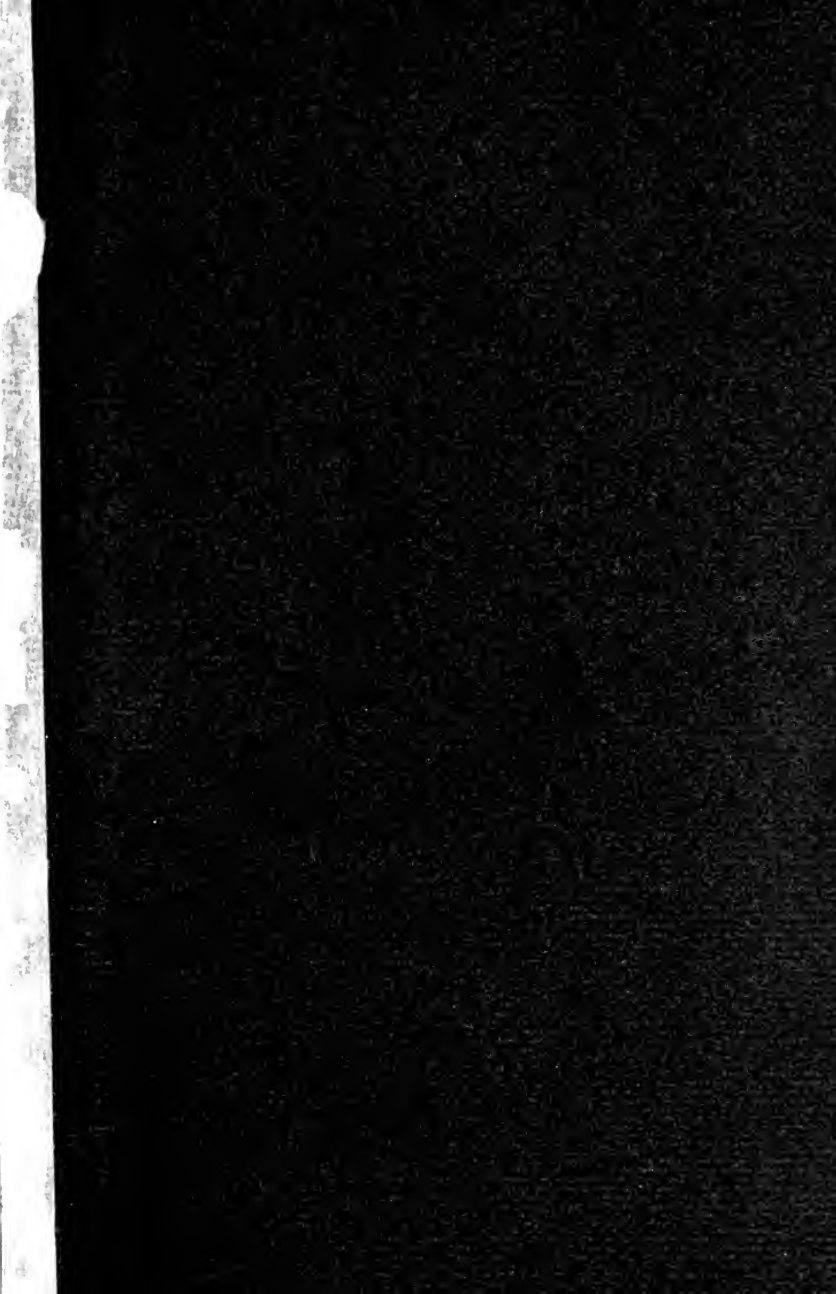
From the Library of
Henry Tresawna Gerrans

Fellow of Worcester College, Oxford

1882-1921

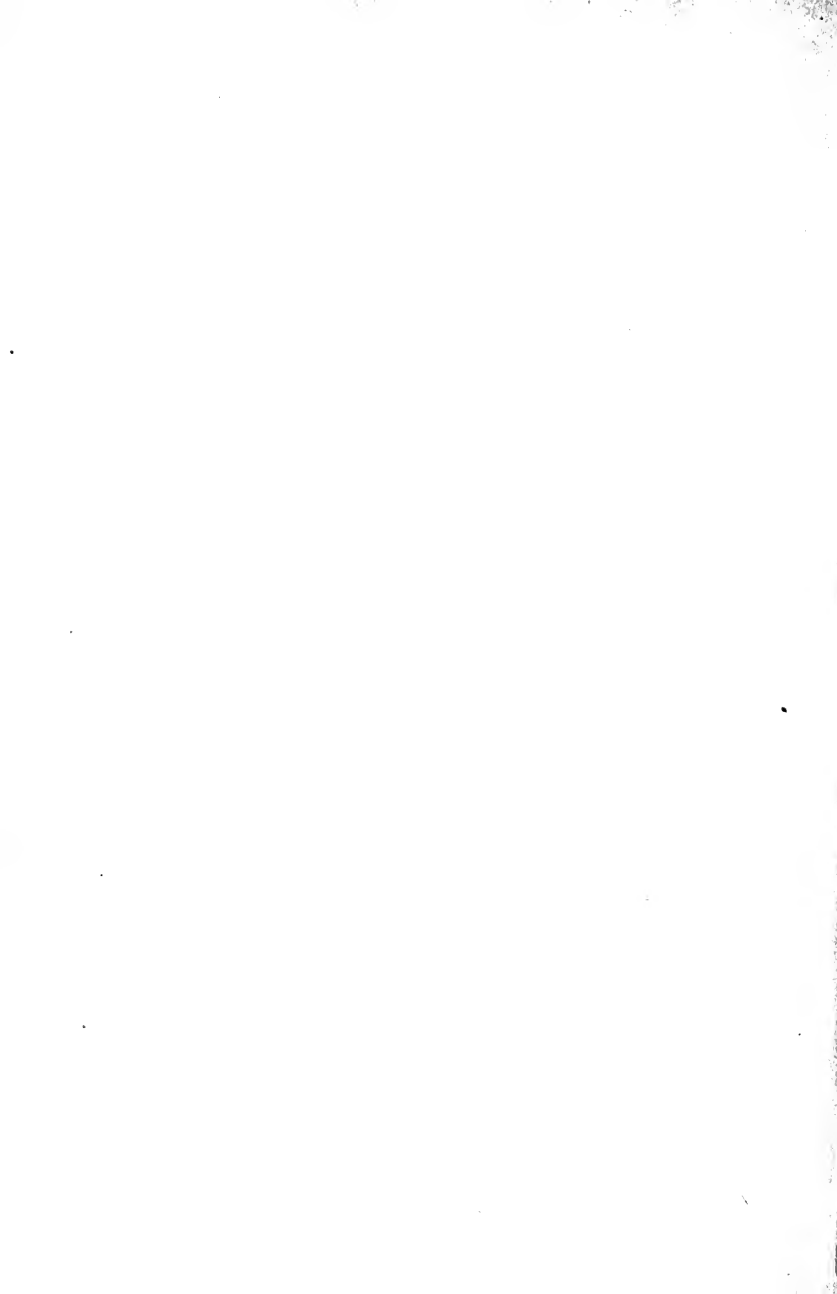
Given to University of Toronto Library.

By his Wife





Der aufsteigende Halbmond







Sumer

Der aufsteigende Halbmond

Auf dem Weg zum
deutsch-türkischen Bündnis

Von

Ernst Jäckh

Sechste (ergänzte) Auflage



176713
6.12.22

Deutsche Verlags-Anstalt
Stuttgart und Berlin / 1916

7400. COLLEGE.
1870.

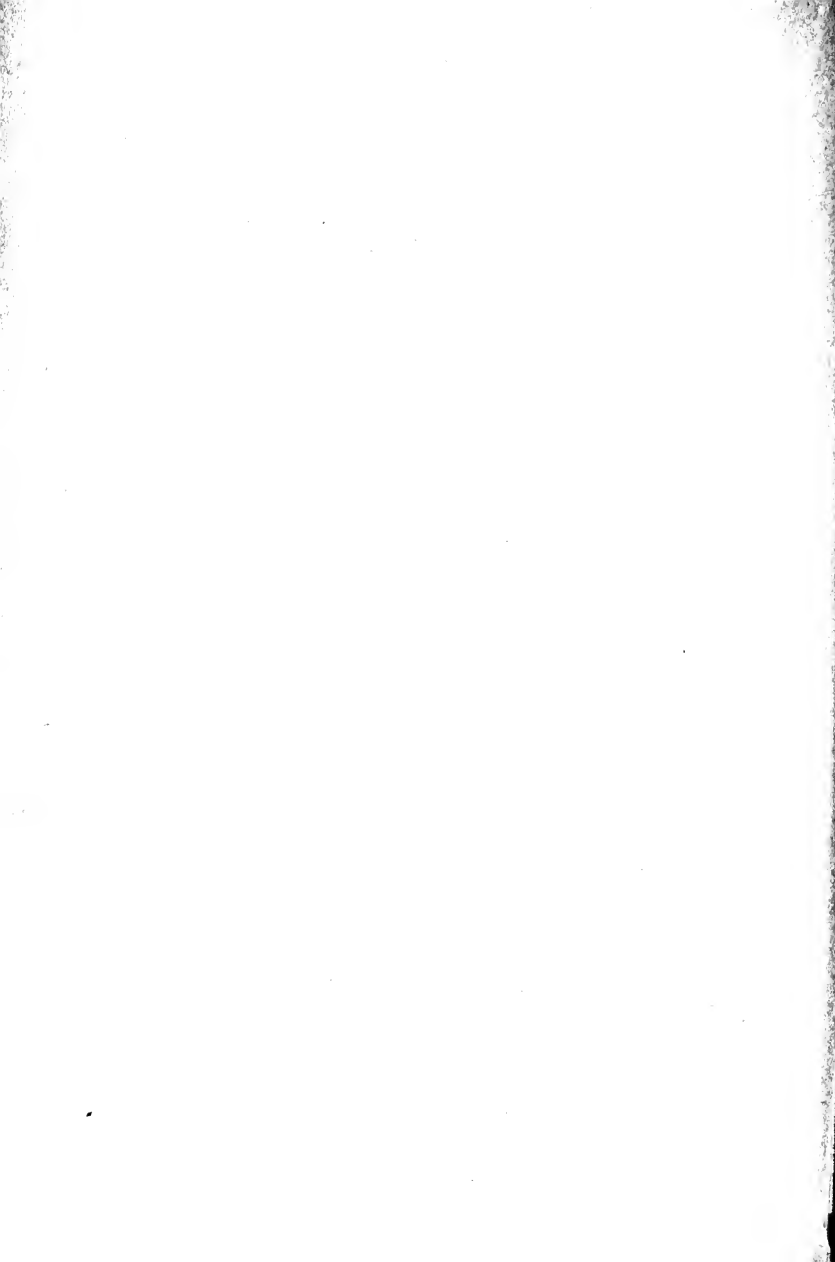
Alle Rechte vorbehalten

Druck der
Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart
Papier von der Papierfabrik Salach
in Salach, Württemberg

Seiner Excellenz
dem türkischen Generalissimus und Kriegsminister

Enver Pascha

in Verehrung und Freundschaft gewidmet



Vorwort zur Neuauflage 1914

„Der aufsteigende Halbmond“ — dieses Bekenntnis zur türkischen Entwicklung habe ich unter dem Eindruck der jungtürkischen Revolution 1908 gewagt. Ich habe an dieser Auffassung festgehalten trotz Tripolis- und Balkankrieg, und ich kann sie heute mit einer gleichgebliebenen Überzeugung wiederholen — auch heute in vermehrter Zuversicht, die mein Aufenthalt in Konstantinopel eben jetzt, im Dezember 1914, in mir noch verstärkt hat. So folge ich gern freundschaftlicher Aufforderung, eine Neuauflage des seitdem vergriffenen Buches erscheinen zu lassen. Ich habe nichts Wesentliches zu ändern gehabt: alle die Fragezeichen, die in und trotz der Begeisterung der jungtürkischen Revolution auf die Schwierigkeiten der späteren Entwicklung hingewiesen haben, sind stehen geblieben und haben sich als berechtigt erwiesen. Ich habe das Kapitel der Bagdadbahn weggelassen, weil es in meinem Buch „Deutschland im Orient nach dem Balkankrieg“ (Verlag Joseph Singer, Straßburg) zusammenhängend und ausführlich dargestellt ist, und

ich habe eine Anzahl bisher noch nicht in Buchform
zusammengefaßter Veröffentlichungen angefügt — alles
in der gleichen Linie gerichtet: auf die Vorbereitung
und Erfüllung eines deutsch-türkischen Bündnisses,
wie es sich in diesem Weltkrieg offenbart, hat offen-
baren müssen

Berlin, im Dezember 1914.

Ernst Jäckh

Vorwort zur Auflage von 1911

„Der aufsteigende Halbmond“ nennt sich dieses Buch: es will das Werden der neuen Türkei erleben lassen, und es will die deutsch-türkische Intimität entwickeln. Ich weiß, ich mache meinen türkischen Freunden keine große Freude, wenn ich sie unter dem alten Zeichen des leicht falsche Vorstellungen vermittelnden Halbmonds einführe: man kann allzu rasch an Kreuzzüge und an Türkenkriege denken. Ich erinnere mich deutlich des Unmuts, mit dem ein jungtürkischer Führer und Freund gegen die Pariser Presse polemisiert hat, die mit dem Wortspiel von croix und croissant, von Kreuz und Halbmond, in Europa atavistische Phantasien verbreitet.

Daß ich trotz der Möglichkeit einer solchen nicht-gewollten Wirkung den Halbmond aufgehen lasse, hat seinen Grund darin, daß „Der aufsteigende Halbmond“ sein Licht leuchten lassen soll auch gegen jene Auffassung, die als „Der erlöschende Halbmond“ in der Buchdarstellung eines französischen und italienischen Schriftstellers Aufsehen erregt hat. Im bewußten

Gegensatz dazu vertrete ich die Überzeugung, daß eine neue Welle muhammedanischer Größe heraufkommt.

Das ist der tiefe und dauernde Eindruck, den ich durch drei Studienreisen im Orient gewonnen habe. Ich habe die jungtürkische Juli-Revolution (1908) mitmachen können, diese „Revolution der Gentlemen“, die Persien und Griechenland und Portugal zum Vorbild gedient hat, ohne daß es diesen drei Völkern gelungen ist, die ganze Größe der türkischen Offenbarung zu erreichen. Ich habe dann die April-Reaktion (1909) zuerst in der Gegenbewegung von Saloniki und auch in den greulichen Armeniermassakern um Adana erlebt und im Anschluß daran das Bagdadbahngelände durchquert, zusammen mit meinem Freunde Dr. Paul Rohrbach. Und ich habe am türkischen Kriegszug durch das aufrehrerische Albanien (1910) teilnehmen dürfen, als Gast des türkischen Generalstabs und als der einzige Nichttürke, der zur Armee zugelassen worden ist, dank meiner persönlichen Beziehungen zum Kriegsminister Mahmud Scherwet Pascha. Jede Orientreise hat mir in Konstantinopel freundschaftliche Besprechungen mit den leitenden türkischen Staatsmännern gebracht, auch informativsten Verkehr mit armenischen und griechischen Politikern, und gastliche, dankenswerte Aufnahme bei den zuständigen Stellen der deutschen Diplomatie und des deutschen Handels.

Die Ergebnisse dieser Reisen und Studien habe ich jeweils in Zeitschriften veröffentlicht; jene Beiträge vereinigt dieses Buch, im wesentlichen ohne Veränderungen, gelegentlich mit einigen Erweiterungen. Diese Methode schließt zwar den Nachteil einer Wiederholung da und dort nicht aus; sie sichert aber auch den Vorteil, die Entwicklung miterleben, verfolgen und kontrollieren zu können. So kann der Eindruck sich veranschaulichen, daß auch gegenüber dem Enthusiasmus der jungtürkischen Revolution das Wort sich erfüllt: Leicht beieinander wohnen die Gedanken, doch hart im Raume stoßen sich die Sachen. So kann aber auch die Genugtuung sich ergeben, daß der Gang der Dinge die authentischen Beobachtungen bestätigt.

Es ist mir zur Gewißheit geworden, daß wir in türkischen Dingen umlernen müssen, so gründlich wie einst in japanischen Fragen. Der alte Historiker hat recht, der schon vor einem Jahrhundert gewarnt hat: „Es sollten die europäischen Christen sich schämen, denen abergläubischen und abgöttischen Griechen und Römern nachzuschwätzen oder aus ihren stinkenden Pfützen zu schöpfen.“ Unsere türkischen Vor- und Falschurteile entspringen solchen schlechten, trüben Quellen, und leiden auch durch die Kanäle der englischen Weltpresse, deren Politik ein Interesse an solchen Tendenzen hat.

Jeder Deutsche, den ich drüben getroffen und gesprochen habe, ist durch Erfahrung und Erleben

„turkophil“ geworden. Daß in Deutschland eine vorurteilsfreie Anschauung populär wird, ist ein Gebot auch unserer Orientpolitik. Das Goethesche Zeitalter liegt hinter uns, wo es uns gleichgültig sein konnte, „wenn hinten, weit in der Türkei, die Völker aufeinander schlagen“. Heute handelt es sich dort um Lebensinteressen des jährlich wachsenden deutschen Volkes und seiner absatzbedürftigen Arbeit. Und weiter: bei der türkischen Pforte liegt der Schlüssel zum deutsch=englischen wie zum deutsch=russischen Gegensatz.

Ernst Jäckh

Tagebuchblätter aus der Juli- Revolution 1908

An Bord des Norddeutschen Lloyd-
dampfers „Bayern“, zwischen Athen
und Smyrna.

Marseille—Neapel—Messina—Athen—Smyrna:
es gab eine Zeit, wo diese eindruckreiche Seefahrt,
die ich an Bord eines deutschen Lloydsschiffes heute in
wenigen Stunden hinter mir haben werde, die gerade
Verbindungslinie lauter griechischer Kolonien und ihres
Heimatlandes bedeutete, eine Einheit gleicher Geschichte
und gleicher Kultur. Damals waren alle diese fünf
Städte trotz der zeitlichen Ferne, die das Ruder- und
Segelboot in monatelangen Gefahren zu überwinden
hatte, innerlich sich näher und in ihrer Wesensart sich
ähnlicher als heute, wo ein behaglich-bequemes Dampf-
schiff in einer einzigen Woche die Verschiedenheiten
und Besonderheiten jetzt ebensoviel fremder Staaten
aneinanderreicht. Damals blühte an den Küsten des
ganzen Mittelmeers der hellenische Tempel- und Theater-
Monismus; ihn zerbrach das Imperium romanum;
und über dieses wälzte sich — im fast gleichen
und ganzen Bereich — Osmanengewalt. Und aus
dem Schutt dieser Trümmerschichten erheben sich jetzt

wieder die Volksindividualitäten je eines französischen, italienischen, griechischen, türkischen Reichs — mit all ihren inneren und äußeren Gegensätzen untereinander, und mit der mehr als meerbreiten Kluft zweier Weltteile und ihrer europäischen und asiatischen Eigenart.

Diese Geschichte ist mit Blut in die Felsen der Inseln geschrieben, die wir eben im Ägäischen Meer passieren: auf Psara und auf Chios sind im griechischen Befreiungskampf ein halbes Hunderttausend Griechen von den Türken getötet und ebensoviel in die Sklaverei verkauft worden. Und erst elf Jahre ist es her, daß die Griechen wiederum von den Türken niedergeworfen worden sind.

Nur auf dem Untergrund dieser nationalen Reminiscenz gewinnt die heutige Titelseite der athenischen Zeitung „Patrie“, die mir mein griechischer Nachbar, ein Athener Parlamentarier und Universitätsprofessor, reicht, ihr zeitgeschichtliches Relief: die bisher feindlichen Porträts des Türkenkultans und des Griechenkönigs unter dem gemeinsamen Schutz des Halbmond-
banners und der Kreuzesfahne freundschaftlich verbunden, mit der neugriechischen Unterschrift: *οι δυο κυριαρχοι της Ανατολης* — die zwei Fürsten Anatoliens: der eine als staatlich-osmanischer Souverän der kleinasiatischen Griechen, der andere als die konfessionell-nationalistische Personifikation des eigenen, einstigen Hellas Mutterlandes. Zum allererstenmal, seit es neben der Türkei ein selbständiges Griechenland gibt, soll in diesem Bilde der bisherige Antagonis-

muß aufgehoben werden — durch die Wirkungen, die von der türkischen Revolution auch die Griechen erwarten . . .

Kanonenschüsse schrecken uns aus unserer Unterhaltung über griechische Fragen auf. „Was ist uns Hekuba?“ — ja, was ist uns Homer — selbst hier nahe dem Schauplatz der trojanischen Taten seiner Helden — heute, wo andere neue Kämpfe dieses Land umwälzen? Dröhnt da die türkische Revolution von Smyrna her, das in der breiten Bucht bis zum byzantinischen Kastell des Berges Pagos hinaufstrebt — mit seinen alten, düsteren Zypressen?

Schon holt meine Tischdame — eine Smyrniotin von Geburt — mich auf die Kapitansbrücke und deutet, da die Sirenen der signalisierenden Schiffe jedes Wort übertönen, auf das bunte, lebensvolle Bild: der Kai ist in Rot getaucht, wie ein Mohnfeld — so staut sich Fez an Fez, und dieser Fez-Mohn rankt sich an den Masten und in den Rahen der ankernden Schiffe, wuchert auf den flachen Dächern und drängt sich zu den engen Fenstern heraus. Und die Häuserfronten verstecken sich hinter den Teppichen von Smyrna, unter dem Grün der heiligen Meffafahne, dem Rot der türkischen Staatsflagge — je mit Halbmond und Stern im Feld — unter dem Rotweiß der Revolutionsfarben und dem Blaweiß des Griechentums. Und ein Ruf durchtönt den sonnigen Tag: von den Griechen, die in dieser kleinasiatischen Großhandelsstadt doppelt so zahlreich sind wie die Türken, und auch von den Türken: „Padischahim tschok jascha!“ —

„Lang lebe der Padischah!“ — der jetzt die Verfassung gegeben hat —; und: „Lang lebe der Hellenen-Kronprinz!“ — der auf der Heimreise von seinem Konstantinopler Besuch soeben vor Smyrna gelandet ist.

Noch vor einer Woche wäre diese griechisch-türkische Verbrüderung und diese einmütige, gleichgerichtete Begeisterung undenkbar gewesen. Aber die türkische Konstitution bringt jetzt *liberté, égalité, fraternité, justice; vive la constitution!* So steht nach dem Vorbild der französischen Revolution in Goldlettern — türkisch, griechisch, französisch — auf den Postkarten, die uns jetzt die an Bord kletternden Händler vor allem andern reichen . . .

Das türkisch-griechische Problem stellt sich zunächst leicht und lösbar dar . . .

Der Kanonendonner bezeugt der neuen Verfassung Salut.

Wenige Stunden vorher hatte es hier auch geschossen: mit der Revolutionskokarde geschmücktes Militär von Saloniki — der geistigen Zentrale des Revolutionskomitees — war eingerückt und hatte die Freilassung aller Gefangenen gefordert — der politischen wie der verbrecherischen. Der Wali zögerte anfänglich; aber eine Drohsalve in die Luft gab dem Verlangen ein ebenso vieltöniges wie eindeutiges Echo: die Gefängnisse öffneten sich, und leer liegen die Zellen und frei stehen die Tore.

Ob man unter solchen Verhältnissen an Land gehen kann?

„Gewiß, Herr! Nous avons la constitution! Ihr braucht auch keinen Paß mehr, und der türkische Konsul in Eurer Heimat soll Euch das Geld dafür herauszahlen.“

Und die freigelassenen Sträflinge?

„Ja, Herr! Das sind meist politische Gefangene — Opfer der Denunziation der Spione der Bureaukratie.“

Und die gemeinen Verbrecher?

„Ja, Herr! Die bisherige Rechtswillkür läßt diese Unterscheidung nicht machen. Gerichtsakten gibt es nicht, und so sind die Formalitäten für eine Rehabilitation auch nicht möglich. Und zudem: ein Erlaß des Revolutionskomitees verkündigt: wer stiehlt, dem wird die rechte Hand abgehauen; und wer tötet, der wird gehenkt.“

Das ius talionis konstituiert sich wieder in diesen Tälern des Elias und anderer alttestamentarischer Legenden . . .

Ich fahre in einer ölzweigfriedlichen Barke an Land — in die asiatische „Revolution der verkommenen Türkei“.

* * *

An Bord des Norddeutschen Lloyd-
dampfers „Bayern“, zwischen Smyrna
und Konstantinopel.

Ich bin zwei Tage in Smyrna gewesen und habe das Frankenviertel, das Griechenviertel, das Armenier-
viertel, das Türkenviertel und das Judenviertel durch-

wandert — eine lokale Illustration der bisherigen national-konfessionellen Zerrissenheit der osmanischen Einheit. Smyrniotische Griechinnen — durch ihre Schönheit berühmt — haben von ihren Balkonen unsere winkenden Grüße erwidert, und Türkinen — Kleinbürgerinnen und Bäuerinnen — haben trotz der Konstitutionsfreiheit mit der Ängstlichkeit von Ausfägigen ihre Gesichter vermummt und sich hinter die Holzgitter gedrückt. Ich bin durch türkische Basare gebummelt, ohne etwas anderes als stets taktvolle und feinsinnige Höflichkeit zu erfahren, und habe die Karawansereien mit ihren Trauben- und Feigen-schätzen besichtigt — diese Garage für das Automobil des Orients, wie ich das unermüdliche Zusammenge-spann des leitenden Esels und der ihm folgenden vier Kamele heißen möchte. Die schmalen Gassen der orientalischen Stadt leuchten im Schimmer der Sonne, die ihren Weg durch die grünen und roten Freuden-tücher suchen muß — zu den frohen Menschen, die vor ihren Häusern sitzen — die durch die plötzliche Pressfreiheit aus den Banden der Zensur gelösten Zeitungen lesend und mit ruhiger Würde diskutierend, oder am Schachspiel sich ergözend und die Nargileh-pfeife genießend. Und alles Volk trägt die rotweiße Revolutionskofarde — auch Frauen und Kinder:

* * *

An einer Moschee sind wir vorübergekommen — der Schiffsarzt, seine Braut, sein Bruder und ich: der viereckige Hof ist leer; ringsum steht Militär,

hinter diesem — Volk; und drinnen in der Moschee sieht man Offiziere und Fahnen. Wir hören jemand etwas vorlesen, unterbrochen von beifälligem Klatschen und an besonderen Stellen von Marseillaisemusik. Unser Schritt zaudert, unser Kopf reckt sich, unser Blick fragt — — und sofort tritt ein türkischer Offizier auf uns zu, stellt sich ritterlich in französischer Konversation unserer Interesse zur Verfügung, läßt das Militär uns Platz machen, führt uns über den Moscheeplatz, mitten in die Konstitutionsversammlung hinein. Ältere Türken wetteifern in tätiger Höflichkeit, bieten uns Stühle an, bedeuten uns, daß wir darauf stehen sollen, damit wir besser sehen: Der Schwur auf die Verfassung wird geleistet, unter Leitung des Revolutionskomitees. Und alles umarmt sich und küßt sich . . .

„De quelle nation?“ fragt uns noch ein Offizier. — „Des Allemands!“ — „Tant mieux!“ — und ein Händedruck ist die Antwort.

* * *

Ein Abend in Smyrna: Im Kaphenion ein improvisiertes Volksmeeting. Ein Offizier des Revolutionskomitees — das ja im wesentlichen aus Generalstäblern besteht — besteigt einen Tisch und feiert die Verfassung: „Lang lebe der Padischah!“ Ein anderer Türke will das gleiche tun: er wird sofort unterbrochen und heruntergerufen; er ist Ministerialbeamter und als Spion, als Spizel des ancien régime bekannt; er möchte jetzt in die neue Ära sich hinein-

reden und hinüberretten; er wird aber verhaftet und verläßt unter den Abscheurufen der türkisch-griechischen Masse den Saal. Ein anderer Redner erhebt sich: ein Grieche — als solcher bei den ersten Worten seiner literarischen Diktion erkenntlich und durch seine klassische Sprache sogar uns deutschen Humanisten verständlich; er schwelgt in einer poetischen Vision: wie dies Osmanenvolk in schwerem Schlummer gelegen ist und wie der *αγγελος θεου* (der Engel Gottes) sich seiner erbarmt hat; wie dieser Engel Gottes zuerst den Padischah — lauter Beifall! — wachgekößt hat und dann das Volk; und wie der Padischah — lauter Beifall! — und mit ihm das Volk das bisherige Elend des Landes gesehen und erkannt haben und wie der Engel Gottes das Gesetz gebracht hat und wie jetzt die ganze Osmanennation *ὑπο νομου* (unter dem Gesetz) steht. Keine Muslime mehr gibt es, und keine Rajah (Christen), weder Türken mehr, noch Griechen oder Armenier; sondern nur Osmanen. — Zu deutsch: wir wollen zur Hohenzollerndynastie zusammenhalten; wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern. — Der türkische Offizier und der griechische Professor küssen sich wiederum; und das türkisch-griechische Volk jubelt wiederum: „Lang lebe der Padischah!“

Die Revolution stellt sich in der kleinasiatischen Provinz schon dynastisch-monarchisch dar, als innere Revolution lediglich gegen die korrupte Kaste der Sildiz-Kiosk-Kamarilla; und sie stellt sich zugleich national-osmanisch dar, als ein Clan, der über die

nationalistisch-konfessionellen Gegensätze hinauskommen will (ob auch kann?), um der Einheit und der Erhaltung der Türkei willen gegen die äußere Gefahr der „Reform“-Aktion der russisch-englischen Absichten, die den Bestand der Türkei bedrohen.

Diese griechisch-türkische Verbrüderung sieht sehr schön aus und ist zunächst sicher auch echt. Eines Tages wird aber doch die schwärmende Begeisterung der rechnenden Wirklichkeit weichen, und die gleiche Titelschrift der griechischen „Patrie“ — *οι δυο κυριαρχοι της Ανατολης* — scheint mir doch im Grunde auch schon den Keim zu künftigen Konflikten zu geben: Die hellenische Hoffnung, daß der Griechenkönig auch als „Beherrscher Anatoliens“, d. h. als Herr der griechischen Bevölkerung der kleinasiatischen Inseln, anerkannt werden kann, wird wohl schon am Exempel von Kreta scheitern müssen. Die neue Türkei ist doch gerade aus der patriotischen Besorgnis um die Schwächung der alten Türkei geboren, und sie wird erst recht auf kein Glied des „kranken Mannes“ verzichten wollen. Und die griechisch-türkische „Gleichberechtigung“ der neuen Zeit? — sie wird auch dahin führen können: Erhebung des türkischen Teils auf die Höhe der historischen Vorrechte des seit der Eroberung Konstantinopels bereits privilegierten Griechenstammes. Was sodann tatsächlich „Recht und Gerechtigkeit“ würde, kann dem ebenso verwöhnten wie anspruchsvollen Griechentum als Rechtsminderung erscheinen . . . und der laute Grieche wird dann wiederum lärmen und schreien!

Immerhin: der erste Eindruck von der Ruhe dieser Revolution ist in der Provinz ausgezeichnet, würdig, fast rührend. Aber in Konstantinopel? Ja, dort — heißt es an Bord — geht es drunter und drüber. Und in Brussa ist Fehim Pascha, der bisherige Günstling des Sultans, auf der Straße erschlagen worden.

* * *

Wir haben die Dardanellen passiert, haben — wie es türkische Vorschrift ist — zwischen den drohenden Forts dem visitierenden türkischen Schiff uns legitimiert und steuern durchs Marmarameer erwartungsvoll Konstantinopel zu. Das seltene Naturschauspiel eines „Regenbogens“ im dunklen Grunde des blauen Meeres bewegt Zeichendeuter . . .

* * *

Auf unserer „Bayern“ zieht die Buntheit orientalischer Farben ein: war ich auf dem deutschen Lloydschiff bisher der einzige deutsche Passagier und überwog an der Tafel der Smoking des Engländers, Franzosen und Griechen, so drängt sich seit Smyrna der rote Fez vor und der knisternde Seidenglanz der türkischen Damentoilette: meist Türken und Türkinnen, die aus der politischen Verbannung heimkehren — so die Familie von Midhat Pascha, jenes großen türkischen Staatsmannes und einstigen Großwesirs, der vor dreißig Jahren durch eine Verschwörung den heute noch herrschenden Sultan Abdul Hamid auf den Thron gebracht und mit ihm die jetzt erst wieder erneuerte

Verfassung geschaffen hat, aber über die Einmischung Rußlands gestürzt, später zum Tode verurteilt und zur Verbannung nach Arabien begnadigt worden und dort auch gestorben ist. Der tote Kopf ist damals dem mißtrauischen Sultan noch gefährlich erschienen: er mußte ausgegraben, vom Rumpfe getrennt und nach Konstantinopel geschickt werden als „Beleg“, daß er nicht mehr zu fürchten sei. Jetzt zieht Midhat Paschas Familie — unter Wehmuts- und Freudenstränen — in die wiedergegebene und wiederbefreite Heimat zurück . . .

Ich sagte: der türkische Fez beherrscht jetzt die Gesellschaft an Bord. Auch bei Tisch: wo wir den Kopf entblößen, bedeckt ihn der Türke. So wird mir sinnfällig, daß eine fremde Welt sich auf tut, und ich erinnere mich, bei einem erfahrenen Diplomaten, der die Türkei kannte und den Türken liebte, solche europäisch-orientalischen Gegensätze gehört zu haben:

„In Europa ist es unschicklich, mit dem Hute auf dem Kopfe und ohne Schuhe in Gesellschaft zu erscheinen — in der Türkei gilt es für unanständig, mit entblößtem Kopfe und mit unvollkommen reiner Fußbekleidung das Zimmer zu betreten.

Der Europäer schilt den Türken unsauber, weil er das Fleisch wie das Brot mit der Hand zum Munde führt — der Türke hält es nicht für rein, vor und nach Tisch das Waschen von Mund und Hand zu unterlassen.

In Europa ist die rote Mütze das Zeichen der Frechheit — in der Türkei der Hut.

Türkische Kinder betragen sich wie Männer — europäische Männer oft wie Kinder.

Europäer halten Tanz für ein artiges Vergnügen — die Türken für ein unanständiges Geschäft.

Der Europäer hält den Türken für unglücklich, weil er keine öffentlichen Vergnügungen hat — der Türke hält den Europäer für unglücklich, weil er Vergnügungen außerhalb des Hauses bedarf.

Der Fromme wird in Europa bigott gescholten — in der Türkei von jedermann besonders hoch geachtet.

Dem Türken graut vor Viederlichkeit und unehelichen Kindern — dem Europäer vor Vielweiberei.

Den Türken widert die hochmütige Behandlung Untergebener an — den Europäer der Besitz von Sklaven.“

Und so noch einiges. Nehmen wir uns vor, in nichts vorurteilsvoll zu sein!

* * *

Konstantinopel, an Bord des Norddeutschen Lloyd dampfers „Bayern“.

Der erste äußerliche Eindruck von der türkischen Metropole ist für uns der gleiche wie der, welcher vor wenigen Tagen beim erstmaligen Betreten des asiatischen Bodens in der türkisch-griechischen Handelsstadt Smyrna sich dargeboten hat.

„Nous avons la constitution“ — mit diesen Worten eines neuen stolzen Selbstbewußtseins wehren

Zollbeamte die Prüfung des Passes, die Forderung des Bakschisch und die Konfiskation von Büchern ab — lauter Dinge, die bisher beim Betreten der Türkei zu der ebenso zeit- wie geldraubenden *conditio sine qua non* gehört haben.

Dann: in grüne und rote Halbmondbanner gehüllte Häuser- und Straßenreihen, freudig bewegte Menschenmassen in ruhiger Würde beisammensitzend, die jetzt unabhängigen und freien Zeitungen lesend und besprechend oder improvisierten Toasten auf die Konstitution eintönigen Beifall klatschend; alles Volk die Revolutionskokarde, die rotweiße Schleife an der Brust, ohne Unterschied des Standes, der Konfession, der Nationalität, des Geschlechts: Offiziere und Soldaten, Händler und Lastträger, Muslims und Christen, Türken und Griechen, Armenier, Frauen und Kinder; die Boote des Bosporus und des Goldenen Horns mit Ölzweigen geschmückt. Dies farbenfrohe und friedlich-freudige Gesicht zeigt Konstantinopel nun schon in der vierten Woche der Konstitution.

Die Freiheit heißt hier Würde: „Den Europäern gehört die Wissenschaft, den Griechen und Armeniern der Handel, den Zirkassiern die Schönheit, den Osmanen die Würde!“ Dies Wort bestätigt der Verlauf jeder Volksversammlung.

* * *

Eine Enttäuschung harret meiner: ich trage eine Anzahl Empfehlungsschreiben für Botschafter, Politiker, Generäle, Eisenbahndirektoren, Handelsleute, türkische

Revolutionäre und Redaktionen bei mir und will mich telephonisch anmelden und verabreden. Ich frage nach dem nächsten Telephon und werde — höflich-nachsichtig angelächelt. Telephon? — gibt es in der Millionenstadt Konstantinopel nicht — keine Elektrizität, auch nicht für Licht und für Bahnen: der elektrische Funke mußte einem System als staatsgefährlich gelten, das sogar schon die Vereinigung von drei Offizieren oder den Besuch eines Offiziers in der Kaserne eines anderen Regiments verbot und bestrafte, ebenso wie jede Ansammlung von auch nur einem Duzend Menschen.

Auch ohne Telephon ist es geglückt: politische und private Empfehlungsschreiben haben mir reichhaltige Quellen geöffnet, die unserem Beruf in Wochen mehr vermitteln als manchem anderen in Jahren — von langjährigen Kennern der türkischen Dinge und Fragen — lauter authentische Kommentare, die eine sichere Grundlage zur Beurteilung eigener Erfahrungen und Eindrücke geben.

Zudem bringen diese Bootsfahrten durch den Bosporus und übers Goldene Horn landschaftliche Genüsse der prächtigsten Art: mitten hindurch durch ein Paradies von Blumengärten, Rosenbeeten, Weinbergen und Serails — stille morgenländische Märchen sind das, durch die wir fahren... Kein einziger Schornstein qualmt, keine Fabrikpfeife gellt...

* * *

Der bald siebenjährige Sultan Abdul Hamid erscheint vielen als das psychologische Rätsel dieser Revolution: er, der Autokrat einer ganzen Generation, stellt sich jetzt plötzlich an die Spitze des Revolutionskomitees und der seine Rechte beschränkenden Verfassungsbewegung — selbst mit der Konstitutionsfarbe an der Brust und mit der verblüffenden Proklamation: „Toute la nation fait partie du comité „Union et Progrès“; et moi, j'en suis le président; travaillons ensemble, à l'avenir, pour la vivification de la patrie!“

Der Sultan selbst spricht das Wort „Vaterland“ aus: „watan!“ Das ist der Höhepunkt der Revolution. Dieses Wort „watan“ (Vaterland) war seit einer Generation verboten: es durfte in keinem Buch, in keiner Zeitung geschrieben, in keiner Gesellschaft genannt werden. „Watan“ — das klang wie Hochverrat. Das Vaterland, der Staat — das war der Sultan. L'état c'est moi — dieser Grundsatz hatte sich in Sultan Abdul Hamid in einer einzigartigen Ausschließlichkeit verkörpert.

Abdul Hamid hatte es einst „gut gemeint“, als er durch das Schwert des Propheten zum Sultan geweiht worden war. Aber — den gleichen Verschwörern, die seinen Vorgänger auf den Thron erhoben und doch bald wieder heruntergestoßen hatten, dankte auch er seine Sultanswürde, und von den gleichen Verschwörern fürchtete er Gefahr für seine Sultanswürde: konnten sie nicht auch ihm das gleiche Schicksal bereiten wie seinem Vorläufer und Verwandten?

In diesem bis zu einem gewissen Grade berechtigten Mißtrauen*) liegt der Keim, aus dem heraus das unselige System des Sultans Abdul Hamid herausgewachsen ist. Zunächst das der Zentralisation aller Entscheidungen nur in seiner Hand. Nichts darf geschehen ohne sein persönliches Grade: nicht einmal die Feuerwehr darf ausrücken, wenn's brennt; eher können tausend Holzhäuser in Stambul zusammenbrennen, bis seine Unterschrift aus dem abgelegenen Sildiz-Kiosk geholt ist.

Und noch etwas anderes keimt aus jenem Kern der Angst vor seinen ursprünglichen Mitverschwörern: das System der Beobachtung und Bewachung aller seiner Beamten und Minister durch Spione und Spitzel, auch aller Prinzen: jeder von ihnen könnte ihm ja eines Tages gefährlich werden wollen. Darum wird jeder Prinz im goldenen Käfig eines Palastes

*) Die Geschichte gibt folgende Beispiele: 1622 Sultan Osman II. ermordet; 1623 Mustafa I. zur Abdankung gezwungen; 1623—1640 Murad IV.; 1640—1648 Ibrahim, durch Volksgericht zur Abdankung gezwungen, eingekerkert, hingerichtet; 1648—1687 Muhammed IV., abgesetzt, eingekerkert; 1687—1691 Sulejman I.; 1691—1695 Ahmed II.; 1695—1703 Mustafa II., abgesetzt, eingekerkert; 1703—1730 Ahmed III., abgesetzt, eingekerkert, ermordet; 1730—1754 Mahmud I.; 1754—1757 Osman III.; 1757—1773 Mustafa III.; 1772—1789 Abdul Hamid I.; 1789—1807 Selim III., abgesetzt, später getötet; 1807—1808 Mustafa IV., abgesetzt, erdroffelt; 1808—1839 Mahmud II.; 1839—1861 Abdul Meschid; 1861—1876 Abdul Afis, abgesetzt, ermordet; 1876 Murad V., abgesetzt, eingekerkert; 1876—1909 Abdul Hamid II.

eingefertigt, und leichte Weiber und schwere Weine sollen ihn ruinieren. Die Revolution bringt auch diesen Prinzen Befreiung: jetzt irren sie wie Fremde in Konstantinopel umher, das sie so wenig kennen wie Ausländer.

Jene Spitzelorganisation sorgt im eigenen Interesse dafür, daß das mit Raffinement genährte Mißtrauen des furchtsamen Sultans lebendig erhalten, ja gesteigert wird, allmählich bis zum Verfolgungswahn. Der Herausgeber einer türkischen Zeitung erzählt mir, beim Bericht über das Diner des Kaisers Wilhelm beim Sultan sei im Menu die Eisbombe gestrichen worden: dies Wort schon könnte gefährliche Vorstellungen erwecken!

Die Waffe jener Spione ist zunächst Denunziation, die Tausende und Abertausende ihren Familien entreißt — warum, wohin, weiß niemand. Und neben solcher Denunziation entwickelt sich mit der Macht dieser Paschabeamtschaft auch die Käuflichkeit, die Bestechlichkeit, das Bakschischwesen großen und größten Stils.

Das Netz, das der Sultan ausgeworfen und das alles umgarnt hat, wird aber auch zum Strickwerk für ihn selbst: wohl kauert er im Zentrum dieses engmaschigen Gewebes gleich einer drohend-bedrohten Kreuzspinne; aber aus diesem Gespinnst findet er selbst auch keinen Ausweg mehr; er verstrickt sich und zapelt selbst darin. Die Omnipotenz des Sultans kann so zur Impotenz sich wandeln: der Stellvertreter Allahs wird zum Sklaven einer Günstlingskamarilla, und beide zusammen tragen das Schicksal betrogener Betrüger.

Jetzt macht eine Proklamation an das „Vaterland“ den Sultan selbst sichtbar. Abdul Hamid residirt droben über Konstantinopel, im Yıldiz-Kiosk, zu deutsch: dem Sternenzelt. Das ist eine ganze Stadt von Palästen für sich mit zusammen 12000 Menschen: 7000 Albanesen und Zuaven in Kasernen und 5000 Beamten und Beamtinnen in Schlössern und Harems; all das eingeschlossen durch starke Mauern und versteckt hinter hohen Parks. Dieses freiwillige Gefängnis verläßt der Sultan eigentlich nur ein einziges Mal im Jahre, um die im Koran vorgeschriebene Verehrung des Mantels des Propheten im Serail vorzunehmen. Die Fahrt dahin glich immer einer Flucht des Sultans vor seinem Volke. Um den Freitagsgottesdienst ohne Gefahr ausüben zu können, den Selamlık, hat er neben seiner Palaststadt eine Moschee bauen lassen. Aber auch dieses Schauspiel war bisher kaum durch diplomatische Vermittlung einigen ganz wenigen Glücklichen erreichbar, und dann nur unter der alle Taschen visitierenden und jegliche Bewegung beobachtenden Kontrolle von Geheimpolizisten. Dieser Selamlık wird jetzt zur öffentlichen Volksversammlung, der der Sultan selbst hindernde alte Bäume opfert, und Hunderte der bisher wie Dynamit verbotenen Photographenapparate knipsen, und zum erstenmal in dieses Sultans Leben dürfen Porträts von ihm hergestellt und verbreitet werden. Diese gar nicht türkisch-dickbäuchige, sondern fast ästhetisch-magere Persönlichkeit — mit dem lauernden Blick, mit der senkrecht-geraden Nase, mit dem zer-

rütteten Gesicht und mit dem grauen Vollbart — erhält in der sonst verschiedenen Beurteilung von Freund und Feind eine einzige einheitliche Note: neben seinem Verfolgungswahn die Anerkennung einer außerordentlichen Intelligenz; sie hat ihn auch im letzten Augenblick die Stunde der Entscheidung erkennen und erfassen lassen. Mag der Sultan noch so oft seinen „lieben Kindern“ versichern, daß die Verleihung der Konstitution ein Akt seines souveränen Willens ist — man weiß, daß er den nach ihrem Moscheeschwur bei Verisowiz die Verfassung fordernden Albanesen wiederum zunächst Geld und Orden geboten hat, und daß er erst, als ein Armeekorps ums andere mit ebenso großer Ruhe wie Entschiedenheit den Marsch gegen Konstantinopel angekündigt hatte —, daß er dann erst die von der ganzen Armee verlangte Verfassung zugestanden hat. Durch den revolutionären Generalstab und durch die ebenso revolutionäre Geistlichkeit (die beides beherrschen, die gehorsam-fromme Soldateska wie die gläubige Moslemmasse) vom Volk getrennt und mit seiner Palastkamarilla isoliert — hat der Sultan rasch von seiner Kioskclique selbst sich trennt und Zuflucht beim Volke gesucht und gefunden. Dieser Schritt politischer Klugheit und Notwendigkeit, nicht innerer Überzeugung und Freiwilligkeit, und ebenso die maßvolle Politik des national-türkischen Komitees erhält Abdul Hamid seinen Thron und erspart der Türkei einen Bürgerkrieg. Der Sultan kann sich sicher fühlen — in den Händen des national-türkischen Komitees.

Gerüchte von Absetzung oder Abdankung gehen zwar durch europäische Zirkel. Die national-türkische Revolution ist aber prinzipiell dynastisch-konstitutionell, keineswegs republikanisch-demokratisch — schon aus religiösen Gründen: der Padischah ist zugleich Kalif; er ist kaiserlich-päpstlich; er ist der Stellvertreter des Propheten Gottes, der „Schatten Allahs auf Erden“. Darum klingen selbst Revolutionsversammlungen in den Ruf aus: „Lang lebe der Padischah!“ Fragt sich nur, ob er Abdul Hamid heißt oder vielleicht einmal Reschad — sein Bruder.

Abdul Hamid weiß selbst zu gut, daß der Koran eine Absetzung leicht legitimiert: es genügt das Fetwa des Scheich ul Islam, das Aktenstück einiger Minister, die unterschriftlich bezeugen, daß der Sultan den Anforderungen des Koran nicht mehr entspricht, und er ist legaliter, durchaus rechtlich, ohne jeden Gewaltstreik abgesetzt, und der Nächstälteste des Stammes, der Bruder, wird Padischah-Kalif, nach der osmanischen Thronfolge aus der Nomadenzeit.

Das kaiserlich-päpstliche Kalifat wird bestehen bleiben; ob diese Sultanpersönlichkeit bleibt, hängt vom Willen des national-monarchischen Konstitutionskomitees ab, und dieser Wille regelt sich — in aller Legalität — nach der konstitutionellen Aufrichtigkeit und Fähigkeit des Sultans.

*

Ein deutscher General in Konstantinopel gibt mir folgende Charakteristik des Sultans Abdul Hamid:

Ein mir persönlich befreundeter Generaladjutant des Sultans hat mir eine große Anzahl intimer

Eigentümlichkeiten Abdul Hamids anvertraut, die ich dann selbst allmählich bestätigt finden konnte. So konnte es vorkommen, daß Abdul Hamid in einem jähzornigen Wutanfall plötzlich seine Notabeln mit Geschirr zu bewerfen oder sie gar gegen den Leib zu treten begann. Mich erinnerten solche Szenen, wenn mir gegenüber die davon Betroffenen darüber klagten, oft an die Art, wie in der Bibel die periodisch-geistige Umnachtung Sauls geschildert wird. Daß solche Wahnsinnsausbrüche geheimgehalten und ruhig hingenommen wurden, hatte seinen Grund darin, daß jene Günstlinge sich sonst ganz gut dabei befanden und daß sie sich schließlich eben als Helfershelfer eines Systems fühlten, von dem sie trotz solcher persönlicher Unannehmlichkeiten eben doch profitieren. Und umgekehrt führte das Bewußtsein des Sultans in der ruhigen Stunde der Überlegung hintennach dazu, daß er darauf bedacht war, immer konkurrierende Günstlingsgruppen um sich zu haben, damit er so die Gefahr vermied, daß seine Absonderlichkeiten gesammelt und gegen ihn ausgenützt würden, etwa in einem gemeinsamen Zeugnis seiner Höflinge, das dann zu einem Fetwa führen könnte, das eine Absetzung ermöglicht hätte. Geradezu blutgierige Tobsuchtsanfälle konnte Abdul Hamid bekommen, wenn sein Milchbruder und Intimus İzzet Pascha ihm schlaflose Nächte dadurch vertrieb, daß er, neben ihm hinter einer spanischen Wand liegend, ihm Greuelzenen aus der Französischen Revolution vorlas. Aus solcher Stimmung heraus ist mancher Massakerbefehl ergangen. Im ganzen genommen stellt

Sultan Abdul Hamid eine fast tragische Mischung von Genialität und Wahnsinn dar. Seine sehr große Intelligenz ließ ihn ganz richtig Eisenbahnbauten und Armee-reformen als notwendig für die Entwicklung der Türkei erkennen, und sein bis zum Verfolgungswahn sich steigendes Mißtrauen hemmte und hinderte wieder seine Initiative und auch unsere Instrukteur-tätigkeit. So oft ich mich seinem lauernden Blick und seinem zerrütteten Gesicht gegenüber befand, bekam ich Mitleid mit diesem Manne, der durch seine Charakter-anlage dazu verurteilt war, sich und sein Land — trotz allen guten Willens — zu gefährden.

* * *

Der Zauberer Aladin hat sich den Schlaf von Tausendundener Nacht aus den Augen gerieben, hat sich aufgereckt und hält seine Wunderlampe über das dunkle Konstantinopel und über die neue Türkei: all-gegenwärtig und allmächtig, die Bösen verwarnend oder bestrafend; die Guten aufmunternd und be-lohnend; Ordnung und Sicherheit verbürgend. Dieses Rätsel der Scheherazade löst tagtäglich, nachtnächtlich das revolutionäre Komitee — unsichtbar, unfaßbar; aber selbst alles sehend, alles fassend; namenlos, aber im Namen der Autorität; unpersönlich, aber kraft der Persönlichkeit, in der überlegene Intelligenz und Energie, sittliche Strenge und politische Mäßigung sich verkörpert — wenigstens zurzeit.

Wer ist dieses „Komitee“? le comité „Union et Progrès“? Zunächst negativ: nicht in erster Linie die

eigentlichen „Jungtürken“ des Auslands, Verschwörer und Verbannte, meist in Paris und London, vielfach republikanische Ideologen, die allerdings lange schon — literarisch und finanziell — auf eine Revolutionierung hinarbeiten, teilweise auch katilinarische Existenzen: diese „Jungtürken“ des Pariser Boulevard sind vom plötzlichen Ausbruch dieser Revolution ebenso überrascht worden wie der Sultan selbst, und sie suchen jetzt ihren Anschluß an den Generalstab der türkischen Revolution, der — ohne Bild gesprochen — zugleich der der Armee ist.

Diese Offiziere sind es, die das Banner der Revolution ausbreiten — von Saloniki her, aus Mazedonien herüber. Und Reval heißt das Signal — Reval, die russische Hafenstadt: dort haben im Juli der russische Zar und der englische König sich ein Rendezvous gegeben, und beide sollen dort angekommen sein, daß der „kranke Mann“ der Türkei nachgerade so schwach geworden sei, daß es allmählich an der Zeit sei, ihm die Last einiger Provinzen langsam abzunehmen. Mit Mazedonien sollte es beginnen — diesem alten Unruhenherd, aus dem immer wieder eine Lohe herauszuschlagen drohte, flug geschürt durch russische Agenten, welche die slawische Bevölkerung gegen die türkische Regierung aufhetzte; Mazedonien — diesem Lande, das von langer Hand her auch unterminiert war durch die Bündschnur englischer Propagandagelder. Denn beide — Rußland und England — haben ein Interesse an einer Zerstücklung der Türkei. Das Vaterland also in Gefahr!

Dieser Schrecken ruft die Offiziere, vorweg Enver Bey, auf die Schanzen der Revolution, und sie fordern in dringenden Depeschen vom Sultan: Entfernung seiner unzuverlässigen Minister, Befreiung der Türkei von den Gefahren dieser korrupten Kamarilla, dagegen Wiederherstellung der Verfassung und Berufung eines Parlaments, dessen Rat und Kontrolle das Vaterland stützen und sichern soll. Das Ziel dieser Armeerevolution ist somit national-monarchisch.

Die Macht dieses revolutionären Generalstabs ist stark: er hat für und hinter sich die ganze Soldateska durch das Versprechen, daß die neue Zeit den Soldatenlohn regulieren und Ordnung und Recht bringen soll. Die armen Kerle dienten oft zehn Jahre lang und unter bösen Entbehrungen. Und dies Motiv der Soldateska ist das einzige materielle Moment in dieser Revolution, die sonst getragen ist durchaus von Ideen, von sittlichen Idealen.

Der nationale Grund und das nationale Ziel dieser Armeerevolution — eben die Verteidigung des Vaterlandes gegen die Einmischung fremder Mächte — sichert dem Generalstab auch sogleich die einflußreiche Partei der muhammedanischen Priesterschaft: handelt es sich doch darum, eine Schmälerung des muhammedanischen Staates zu hindern. Das nationale Gepräge erhält so noch einen religiösen Einschlag.

Nationaltürkische Offiziere also und Priester, sowie die aus der Verbannung oder von der Flucht heimkehrenden „Jungtürken“ und die diesen durch freimaurerische Fäden verbundenen Politiker (wie Salo-

niker regsame Israeliten und Konstantinopeler reiche Armenier) — sie finden sich im Komitee jetzt zusammen: die Harmonie klingt heute noch gut — ob aber das Pariser = Freimaurerisch = Republikanische und das Türkisch = Militärisch = Monarchische auf die Dauer sich vertragen werden? In Saloniki sind es die Dönme, die dem Komitee eine besondere Note geben: Juden von Rasse und Muhammedaner von Religion. Diese Juden sind vor vier Jahrhunderten aus dem christlichen Spanien unter Ferdinand dem Katholischen ihres Glaubens wegen vertrieben worden und haben in der muhammedanischen Türkei eine tolerante Heimat gefunden; sie haben vor zwei Jahrhunderten teilweise den Islam angenommen und heißen dann Dönme. Die Saloniker Israeliten bildeten die Majorität in diesem türkischen Hamburg und durchdringen alle Berufe: sie sind ebenso Kaufleute wie Akademiker, Handwerker wie Bauern, Bootsleute wie Lastträger, stramme, stämmige Männer und kopfspuzgeschmückte, brustentblößte Frauen.

In Saloniki hat einst unter Nero der Apostel Paulus eine neue Botschaft gepredigt und eine neue Gemeinde gegründet — von Saloniki aus ist auch gegenüber dem modernen Nerotum eines Sultans Abdul Hamid eine Revolution der Geister ausgegangen, mit Hilfe wiederum auch der Bluts- und Stammesgenossen eines Paulus: eben dieser Juden und Dönme von Saloniki.

Noch stört keine Dissonanz diesen gemeinsamen Komiteemarsch.

Heute klappt noch alles — wie beim Wunderzauberer Aladin . . .

Der Nationalkonvent der französischen Revolution konnte nicht so still und so klug funktionieren.

* * *

Droben auf dem Seraskierplatz hat mich das Kriegsministerium empfangen, nachdem ich einen Wachtposten passiert habe, der — das Gewehr geschultert — dem Rauch seiner Zigarette nachträumt . . .

Vor mir erhebt sich der Seraskierturm, der beherrschende Punkt der Millionenstadt Konstantinopel: von hier aus hat einst Moltke seine Studien zu seinen heute noch gültigen Plänen Konstantinopels gemacht; und von hier aus führt eine geistige Linie von Moltke über Feldmarschall von der Goltz — diesen Liebling des Türkenvolkes — zu den deutschen Generälen, die seit Jahren die türkische Armee reform betreiben: Generäle, die aus dem heimischen Heere beurlaubt sind in des Sultans Privatdienst, aus dem sie jederzeit in die deutsche Armee zurücktreten können. Der Sultan hat sie berufen und der türkische Kriegsminister hat sie bekämpft und schikaniert: der fürchtete vom deutschen Geist der Neuorganisation und des kritischen Denkens für Offiziere und Soldaten eine Niveauhebung, die eines Tags sein eigenes Verdummungs- und Verwesungssystem erschüttern und vollends niederdrücken könnte. So ist es ja jetzt auch gekommen.

Wohl klingen die Hornsignale aus der Kaserne drüben gleich Arabesken zu deutschen Weisen, aber der

Grundton ist doch deutsch, und: le ton fait la musique. Der trügerische und betrügerische Kriegsminister selbst sitzt jetzt in Haft und harret des Staatsgerichtshofs, der seiner Wirtschafft das Urtheil sprechen soll. Aber der Seraskierturm, den er geschlossen hat, gleich als ob er drin den Geist Moltkes hemmen und fesseln wollte, wird jetzt wieder geöffnet: der Seraskierturm ist nicht nur geographisch beherrschend für Konstantinopel, er wird jetzt auch wieder geistig herrschend — als Symbol für die türkische Anerkennung des deutschen Geistes, wie sie der türkische Oberst Tahir Bey dem deutschen General von der Goltz gegenüber formuliert hat: „Allein durch den Geist, den Sie in den besseren Teil unseres Offiziercorps legen, haben Sie unserem Lande einen großen Dienst erwiesen.“

Die Weltgeschichte leistet sich die Ironie, daß preußische Generäle durch die türkische Armee das osmanische Volk revolutionieren, nicht absichtlich, nicht bewußt — beileibe nicht! — aber als Träger und Vermittler deutschen Geistes, der auch im preußischen Drill nicht ersticken kann. Der türkische Generalstab selbst gibt aber offen der Welt das einzigartige Schauspiel, daß Offiziere die geistige Führung einer Nation übernehmen — nicht wie sonst im Dienst von Palastprätorianern oder Militärdiktatoren, sondern im Namen des Rechts zur Freiheit und Parlamentsverfassung.*)

*) Die Pointe dieses deutsch-türkischen Zusammenhangs hat ein Jahr nach diesem von mir bereits 1908 veröffentlichten Tagebuchblatt auch Edgar Steiger dazu gebracht, den Erfolg der türkischen Renaissance geradezu als „die

„Fliegende Blätter“ werden jetzt überall in Konstantinopel ausgerufen; türkische Bilderbogen, die in der naiven Unbeholfenheit bisher unerlaubter und ungewohnter Zeichnungen, in der Technik primitiver Kinderfibeln die bisherigen Gewalthaber konterfeien — unter einziger Ausnahme des obersten Gewalthabers, des Sultans: der wird persönlich nicht aufs Korn genommen — auch in keiner Zeitung. Der Sultan bleibt hors de concours: er ist fürs fromme Volksempfinden der von seiner Kamarilla eingeschlossene und irregeleitete Padischah, der Böses weder gewollt noch gewußt hat. Und das kluge Komitee erhält diesen

preußische Revolution“ zu formulieren, in folgenden Versen (im „Simplicissimus“ vom 10. Mai 1909):

Mun haben einmal — wer hätt' es gedacht? —
Die Preußen Revolution gemacht.
Die beschworne Verfassung war bedroht,
Und das Parlament in bitterster Not,
Und mit Pfaffengeheul und Kirchengebeten
Des Volkes Recht in den Schmutz getreten,
Und das Aug' des Gesetzes schnöde geblendet,
Und die Freiheit auf offener Straße geschändet.
Da, sieh! Da kommen mit klingendem Spiel —
Noch schlief in den Betten das feige Zivil —
An der Spitze die jauchzenden Offiziere,
Die Herren Füßliere und Grenadiere,
Mit Kleinkalibrigen und Haubizen,
Die Freiheit, die Freiheit, die Freiheit zu schützen.
Und das Volk in Waffen, das stolze Heer,
Ward über Nacht zum Revolutionär.
Und — echt preußisch! — wie am Schnürchen ging's:
Sie dampften heran von rechts und links,

bequemen Betrug und schont dies dynastische Gefühl, obwohl es weiß, daß der Padiſchah mit ſeinen Paſchas ſich in den Profit geteilt hat: „Mögen ſie mich beſtehlen, wenn ſie mir nur dienen!“ All die Greuel dieſer Paſchas finden in dieſen Zeichnungen ihre recht draſtiſche Darſtellung: wie ſie unbequeme Gegner nachts im Boſporus in Kiſten und Säcken verſchwinden laſſen; wie ſie als Skorpion, Schlange, Hyäne und Hydra das Land ausſaugen; wie ſie an Bordellabgaben ſich für ihren Haremsluxus bereichern; und wie ſie ſelbſt wie der Hundekot von den Straßen Konſtantinopels zuſammengesharrt und ins Ausland exportiert werden: das mag ſehen, ob es aus dieſen Paſchas wie aus dem Handelsartikel der Konſtantinopeler Hundeextrimente noch chemiſche Stoffe heraus-

Und im nächtigen Dunkel zogen ſie leiſe
Um die ſchnarchende Hauptſtadt die drohenden Kreiſe,
Und Kanonen guckten im Mondenſchein
Dem erſchrockenen Herrſcher ins Fenſter hinein.
Und als die Sonn' auf den Bergen ſtand,
Beſchien ſie ein freies Vaterland,
Und den Siegern zu Füßen im Morgenglanz
Lag ſchönheitsſtrunken das freie Byzanz,
Und auf den Höhen, da ſtanden zwei,
Paſcha von der Goltz und der Enver Bey,
Und der Türke drückte dem Preußen die Hand.
„Du haſt befreit unſer Vaterland!“
Und lächelnd erwidert der von der Goltz:
„Wie bin ich auf meine Schüler ſtolz!
Und kann den Gedanken nicht erwehren,
Jetzt könnte der Schüler den Meiſter lehren!“

destillieren kann.*) Millionen gestohlenen Staatsgut betragen die beschlagnahmten Bargelder in den feenhaft üppigen Konaks der Minister: Millionen liegen noch als Depots in europäischen Banken, besonders in der Bank von England. Das meiste stellt das böse Gewissen der verhafteten Minister jetzt freiwillig dem Staat zur Verfügung; um anderes wird prozessiert werden . . . Die Türkei bessert ihre Finanzen . . . Und der Sultan selbst besinnt sich, auch beizusteuern: er hat ja nicht nur bei der deutschen Reichsbank und bei der Bank von England volle Millionendepots; er ist auch der größte Grundbesitzer und der berechnendste Bodenspekulant in der Türkei. So hat er bei Bagdad und Beirut, bei Aleppo und Damaskus allein einen

*) Die türkischen Straßenhunde, die der tierfromme Sinn des Muhammedaners in völliger Freiheit pflegt, werden in Konstantinopel auf 100 000 geschätzt; ihr Straßentot wird sorgfältig gesammelt und nach Europa exportiert, wo seine Gerbstoffe chemisch verwertet und für den Glanz der Glacéhandschuhe verwendet werden. Die beste Substanz für das hierzu nötige Gerbmittel liefert gerade der Konstantinopeler Schafalhund infolge seiner besonderen Unterernährung durch die Straßenabfälle. Hierfür wandern jährlich 600 000 Francs nach Konstantinopel; die dortigen Hunde repräsentieren also einen Kapitalwert von 10 Millionen Francs! — Das ist jetzt vorbei: Die jungtürkische Straßenpolizei hat im Sommer 1910 diese ganze Hundemasse ausgerottet und damit freilich auch der französischen Handschuhindustrie den bisher besten Rohstoff für die Weißgerberei entzogen. Der deutschen Chemie ist es gelungen, ein Pulver herzustellen, das den Konstantinopeler Hundekot seit zwei Jahren zu ersetzen begonnen hat.

gigantischen Komplex im Besitz, der etwa dem Flächeninhalt von Württemberg, Baden und Hessen entspricht.

Die in den Jahren vor der Revolution verbreiteten Karikaturen des jungtürkisch=ausländischen „Daoul“ waren gegen Abdul Hamid gerichtet; die jetzigen Bilderbogen schonen ihn.

* * *

Ein neuer Mann taucht auf: Enver Bey — „der Retter des Vaterlandes!“ So wird sein Bild an allen Straßenecken ausgerufen. Enver Bey — ein junger Offizier mit schmalem, schwächtigem Gesicht und mit entschlossenen, tapferen Zügen. Enver Bey hat von den albanischen Bergen aus die Lawine der Revolution ins Rollen gebracht. Man wird sich den Namen und den Mann merken müssen. Ob er Napoleon wird?

* * *

Die Galatabrücke wankt und schwankt unter täglich etwa 300 000 Menschen aus allen Völkern, die dort übers Goldene Horn hin- und herfluten, und diese Holzbrücke ist in einem Zustande, daß sie in Deutschland in der kleinsten Provinzstadt polizeilich verboten würde. „Türkische Mißwirtschaft.“

Was ist eigentlich das Wesen dieser „türkischen Mißwirtschaft“? Die Galatabrücke illustriert die Antwort. Das zuständige Ministerium schreibt die notwendige Reparatur aus; eine italienische Firma soll den Zuschlag erhalten, 200 000 Mark soll es kosten. Der Minister sagt: ich übernehme die gleiche Arbeit

um 150 000 Mark. — Gut, er soll es machen; der Staat spart ja! — Der Minister läßt für 50 000 Mark an der Brücke herumbasteln und herumbosseln; und schiebt die übrigen 100 000 Mark ein. — So verlottern und verludern auch ganze Straßen.

Oben sitzen einige Räuber en gros als Würden-träger — Muhammedaner und Christen. Der Herr Minister behält vom Gehaltsetat seiner Beamtenschaft einen großen Teil zurück — für sich selbst. Die Beamten erhalten um so viel weniger; sie müssen aber doch auch leben: sie behalten also auch wieder einen Teil der Gelder der Unterbeamten zurück — für sich selbst; und halten sich zudem — auch nach dem Muster der obersten Herren, die keine Staatskonzession ohne Bakschisch vergeben — am Publikum schadlos: der Bakschisch wird zur Bestechung. So geht dieses System durch die Beamtenschaft bis zu den „Böllnern und Sündern“, die wiederum vom Bauern statt des fälligen Zehnten den achten Teil seiner Ertragnisse als Steuer holen. Und der Bauer und der Handwerker — eine Arbeiterschaft gibt es ja in der industrieloßen Türkei noch nicht — begnügt sich damit, gerade den bescheidenen Lebensunterhalt herauszuwirtschaften und gutmütig und langmütig sich mit Scherzen und Schlagwörtern zu revanchieren. „Der Staatsschatz ist eine große Krippe; wer daraus nicht genießt, ist ein Schwein.“

Jetzt ist dieser Mugiasstall ausgefegt worden: durch die türkische Einigkeit der Armee, Geistlichkeit und Intelligenz.

* * *

Bakschisch — das soll etwas spezifisch Türkisches sein: das frech geforderte Trinkgeld, der aufdringliche Bettel. Ich bin jetzt einige Wochen in der Türkei; ich bin von Italien und von Griechenland gekommen, und ich finde, daß der Neapolitaner und der Athener unverschämter, würdeloser, geradezu gewalttätiger als der Türke Bakschisch verlangt und nimmt. Das Wort Bakschisch ist persisch-asiatisch, und seine Praxis ist romanisch-europäisch. Wenigstens jetzt, in dieser Zeit einer auch moralischen Renaissance des türkischen Volkes. Der Beamte war der Bakschischheld. Das deutsche Konsulat gibt dem, der von der türkischen Verwaltung ein Recht erreichen will, den Rat: „Sie sind im Recht, und wir verschaffen Ihnen Ihr Recht: das dauert etwa sechs Monate; geben Sie aber entsprechend Prozente Bakschisch — und wir raten Ihnen dazu — so haben Sie Ihr Recht in einer Stunde.“ So geschieht's. Jetzt ist es mir aber passiert, daß die „neuen Menschen“ harmlose Honorierung ablehnen, mit dem stolzen Selbstbewußtsein: „Nous avons la constitution!“

Die türkische Revolution bedeutet auch eine moralische Reinigung; eine Ausstoßung des eitrigen Beamtengechwürs aus dem sonst gesunden Volkskörper; den Sturz der bureaukratischen Effendikaste und ihres Despotismus und Nepotismus; einen enthusiastischen Glanz zur Ehrlichkeit: „wir wollen anständig sein!“

Les demi-dieux s'en vont, mit ihrer Demimonde-moral.

*

*

*

An Bord des Norddeutschen Lloyd-
dampfers „Therapia“ im Hafen von
Konstantinopel.

Wir stehen auf der Kapitänbrücke des deutschen Lloyd dampfers „Therapia“ an einem sonnig-schönen Mittag: der deutsche Botschaftsvertreter von Riederlen-Wächter, einige politische Gesellschaft und ich.

Fuad Pascha wird aus der Verbannung zurück-
erwartet — Fuad Pascha, auch einer der Staats-
männer des ancien régime zwar, aber einer der Aus-
nahmen: integer vitae scelerisque purus. Der
„türkische Göz von Verlichingen“ hat er schon ge-
heißen. Fuad Pascha hatte einst gegen das Armenier-
massaker protestiert, gegen diese Ausgeburt einer durch
nächtliche Vorleser blutig erregten Phantasie des
schlaflosen Sultans, der selbst Sohn einer Armenierin
ist — gegen diesen barbarischen Akt kurdischer —
nicht türkischer! — Grausamkeit; und er war für
seinen Freimut in Acht und Bann getan worden,
nach Damaskus in die Kasematten. Heute hält Fuad
Pascha an Bord eines festlich besaggen Schiffes
seinen Einzug in Konstantinopel: wiederum grüßt der
rote Fez von den Dächern am Hafen, und aus der
Lafelung der ankernden bewimpelten Dampfer und
Segler und von der schwankenden Galatabrücke her-
über und aus den wimmelnden Raiks, die das Gol-
dene Horn zudecken . . . und siehe da: auch das
Salonboot von Fehim Pascha, dieses in Brussa ge-
lynchten Oberhenkers, steuert jetzt herrenlos dem alten
Gegner Fuad Pascha entgegen, und der breite Sessel

des dicken Kriegsministers ist leer: der sitzt in Haft — aber Fuad Pascha kehrt zurück. Auf dem Kai drückt sich die rotbefezte Masse . . . schon stundenlang. Da — — keine Glocken läuten — die gibt's nicht in der Moscheenstadt; aber die Sirenen der Schiffe klingen rings zusammen, zu feierlichen Akkorden, wie Orgelmusik, mit dem tiefen Brummbaß unserer „Therapia“ als Grundton, bis zum hohen, hellen Diskant der Mouche. Dieser Empfang dringt hinauf zum Jildiz-Kiosk, in die Einsamkeit eines jetzt doppelt ängstlichen und jetzt doppelt sichern Sultans. Nie ist ein mächtiger Fürst auf des Padischahs Geheiß so begrüßt worden wie heute dieser machtlose Greis vom Volke aus freiem Instinkt — nicht als Demonstration für ihn als Politiker — als solcher gehört er für die neue Regierung zum alten Eisen — aber aus rein menschlicher Sympathie für sein Exilmartyrium, aus dem er halberblindet und weißbärtig hereinkommt, inmitten seiner Söhne, winkend und weinend und dankend. Raum ankert das Schiff, gerade neben unserer „Therapia“, da wird es von den Türken gestürmt: im Triumph tragen sie den Greis auf Teppichen durch die Straßen heim, und Militärmusik spielt den Revolutionsmarsch der Silistria, nicht mehr die sultanische Hamidjehmelodie . . .

* * *

„Wir haben den Baum des ancien régime in seinen Wurzeln abgeschlagen, so müssen alle Zweige und alle Blätter von selbst abfallen“ — sagte mir

heute der Leiter einer türkischen Zeitung, als ich ihm meine Spionenszene erzählte.

Ich war durch Stambul gebummelt; da wälzt sich plötzlich aus einer Straße vom Hauptbahnhof her eine Volksmasse: die ganze Straße ist in Rot getaucht — ins Rot der Feze. Ein Bosniak, der auch Französisch zu radbrechen versteht, erläutert mir: aus dem Orientzug von Saloniki her war ein Herr ausgestiegen, der — kaum, daß er den Bahnhof verlassen und eine Droschke bestiegen hatte — als Kultministerialrat aus Smyrna erkannt wurde von einem, den er durch Denunziation unschuldig ins Gefängnis gebracht hatte. Der Ruf, „ein Spion!“ — früher ein Schreckensruf, der alles zerstreute — sammelt jetzt rasch bereitwillige Rächer. Der Wagen des Spizel-Kultministerialrats wird angehalten, er selbst herausgezerrt und auf einen zweirädrigen Mistkarren geworfen; dort wird ihm der Fez abgenommen und das Stiefelpaar ausgezogen, damit die Stockprügel die Fußsohlen treffen, ihn stäupen können — und dann geht's über das holperige Pflaster dem Polizeiministerium zu. Weiber bespeien den Spion, der ihnen einst Väter, Männer, Söhne geraubt, und Männer hauen drauflos — und Speichel und Blut mischt sich. Aber ein Offizier taucht auf und schützt den Häftling der Lynchjustiz: kein Totschlag soll vorkommen in dieser Revolution. Bespucken — ja! aber sonst nichts. Und so folge ich dem Mistkarrenzug bis ins Polizeiministerium, wo sofort Militär die Menge abwehrt und ein Adjutant mir die Personalien des Arrestanten bestätigt.

„Wozu diese Zweige des alten, entwurzelten Baumes noch besonders zerstückeln?“ — wiederholt mir der türkische Chefredakteur, diesen Ausbruch begreiflicher Volkswut bedauernd und mißbilligend —: „sie fallen von selbst samt dem Baume. Die türkische Revolution braucht keine Guillotine, sie will auch keinerlei Grausamkeit.“

* * *

Der so gut Regierenden sind die Regierten würdig: der weisen Mäßigung des Revolutions- (d. h. jetzt schon Regierungs-) Komitees entspricht die Mäßigkeit des Volkes. Der Türke genießt Kaffee, Tabak und Limonade: eine Dreieinigkeit, die jedem, der ein türkisches Haus betritt, zum Gruß sofort sich darbietet. Aber der Türke trinkt weder Wein noch Bier noch Schnaps — aber nicht etwa nach dem europäischen Rezept vom öffentlichen Wasserpredigen und heimlichen Weintrinken. Die Weinflasche des Türken ist die Wassermelone.

Kein Alkohol! Diese Negation bedeutet und erklärt etwas beispiellos Positives: die radikale Revolution eines Reichs, das mehr asiatisch als europäisch ist, mit der Lynchopferung eines einzigen Feindes, des Scheusals Fehim Pascha, der selbst Hunderte Mord- und Greuelthaten auf dem Gewissen hatte. Welche Kultur der Welt kann eine so nüchterne, so unblutige und doch so gewaltige Revolution aufweisen, wie dieses türkische Volk?

Der Türke lebt analkoholisch und vegetabilisch, nur wenig animalisch. „Der Mensch ist, was er ißt.“

* * *

Mit mir wandert schon einige Tage ein russischer Pastor lutherischer Konfession — aus der Gegend von Odeffa — durch die Gassen: er kommt aus der sittlichen Bewunderung nicht heraus. Diese Ruhe der türkischen Revolution! — und im christlichen Rußland schlagen sie sich seit Jahren tagtäglich die Schädel ein, und was der muhammedanische Nomade von der russisch-christlichen „Kultur“ bekommt, ist die Schnapsflasche, gefüllt mit dem staatlich monopolisierten Alkohol. Die russische Revolution kennzeichnet sich als die Auflösung aller Sittlichkeitsbegriffe; die türkische als den Willen zur Moral. Und dieses Rußland will die Türkei „reformieren“ — und das russische Kreuz will den türkischen Halbmond von der Hagia Sophia verdrängen.

* * *

Der Türke trinkt nicht — das heißt auch: er stiehlt und betrügt nicht, er räubert und mordet nicht — im Alkoholexzess. Der alte ägyptische Basar — voll von Drogerien und Spezereien, und ein Konkurrent neben dem andern — wird mit Sonnenuntergang geschlossen: aber innerhalb der Basarhalle läßt jeder Händler seine Bude offen — und keiner nimmt ihm was.

Und wissen Sie, was mir heute der Lloydirektor als Ergebnis zwanzigjähriger Kaufmannserfahrung mitgeteilt hat? Daß er den türkischen Dienern jede noch so große Geldsumme anvertraut, weil er weiß, daß der Türke sich lieber totschlagen als einen Pfennig sich rauben läßt. Aber einem Levantiner? Griechen? Nein!

Und wer hat versucht, in jetzt schon häufigen Fällen mich in Konstantinopel zu übervorteilen — mit dem verflucht vielerlei türkischen Geld, das ich immer noch nicht ganz kontrollieren kann? Der armenische Wechsel und Wucherer und der griechische Händler. Und wer hat mich jedesmal vor Schaden bewahrt — zufällig als Passant? Der Türke! Ein Beispiel nur: Ich kaufe auf der Straße von einem armenischen Händler eine politische Karikatur, zahle ihm — in deutsches Geld umgerechnet — auf sein Verlangen zehn Pfennig und will weitergehen. Da werde ich von einigen einfachen Straßentürken, die meinem Kauf zusahen, aufgehalten; sie reden auf den Armenier ein, schimpfen schließlich mit ihm, bis er mir zwei Pfennig (!) herausgibt; die hatte er mir zu viel abverlangt. Das hatten die Türken gesehen und nicht dulden wollen: „Nous avons maintenant la justice!“ — übersezte mir ein Passant ihre türkischen Versicherungen. „In der neuen Türkei soll's gerecht zugehen!“

Der türkische Bauer kauft eine europäische Ackerbaumaschine und verspricht, die Hälfte des Preises nach der ersten Ernte, die andere Hälfte nach der zweiten zu zahlen. Und er hält Wort. Verlangen Sie dies aber schriftlich, ist er mit Ihnen fertig. „Ein Mann — ein Wort“ — diese deutsche Manneswortgleichung ist auch türkische Spruchweisheit und Lebenspraxis . . .

Schon Bismarck hat die Türken als „die einzigen Gentlemen des Orients“ gerühmt.

Eben heute nacht ist unser erster Schiffsoffizier samt seiner Rahngesellschaft — mitten auf dem Bosporus, um Mitternacht — von Hafengesindel angefallen worden, und Revolverschüsse mußten das Messerattentat zurückschlagen; so konnte auch die Dame, die aus dem beim Ringkampf kenternden Boot ins Meer gefallen war, gerettet werden. Also doch Gefahren?! — Mit Verlaub: fahren Sie um Mitternacht im Hamburger Hafenviertel oder im Berliner Tiergarten herum — ohne Gefahr?

* * *

„Ich liebe den Türken“ — dieses Urtheil ist mir auf Schritt und Tritt bei allen Deutschen begegnet, die in jahrelangem täglichen Verkehr mit den Türken dies Volk kennen; ich liebe den Türken als aufrichtigen, ehrlichen, genügsamen, treuen, intelligenten, tapferen, gastfreundlichen Menschen.

Lord Byron schrieb schon: „Die Türken sind weder Betrüger, noch Feige, noch Meuchelmörder, und sie verbrennen keine Ketzer; sie sind ihrem Sultan treu, solange er die Fähigkeit besitzt, sie zu regieren, und sie dienen Gott auch ohne Inquisition.“

* * *

Einzigartig und eigenartig — wie ich dieses Konstantinopel heute aus dem Goldenen Horn habe aufsteigen und empormachsen sehen.

Die Nebeldecke des frühen Morgens verhüllt die Vielgestaltigkeit der europäisch-asiatischen Völkerstadt,

und sie enthüllt zugleich die Einheit des türkischen Wesens: nur Moscheenkuppeln und Minarettlinien ragen ruhig und beherrschend aus dem wogenden Dunst, und sie gleichen in ihren Silhouetten großen, geräumigen Zelten und starken, starren Lanzen — als ob eben erst die türkischen Heerscharen aus ihren Nomadensteppen hergewandert und jetzt erst in Byzanz festhaft geworden wären.

Diese Vision, die in der Moscheeform das Zelt-dach und in der Minarettspitze den Speerglanz schaut, scheint mir alles Nebensächliche, Zufällige der türkischen Art zu entfernen und nur das Wesentliche, das Charakteristische, festzuhalten: das Andächtig-Religiöse und das Kriegerisch-Militärische. Beides beieinander und ineinander hat einst die ganze Christenheit erzittern gemacht vor der alten Türkei des Sultan-despotismus, und beides miteinander hat auch die neue Türkei vorbereitet und geschaffen.

Bei Vambéry, dem alten Orientforscher, habe ich gelesen: „Hätte das türkische Volk anstatt der langwierigen Kämpfe mit Ungarn, Deutschen und Italienern seine Aufmerksamkeit auf die Sammlung und Kräftigung der in ihrem Rücken gelassenen Verwandten türkischer Zunge verwendet, so wäre das die verhängnisvollste Koalition gegen die abendländische Bildung geworden.“ Vambéry vergißt Rußland, den Erb- und Erzfeind der Türkei seit dem Testament Peters des Großen, den lüsternen Nachbar, der immer wieder durch Kriege eine Sammlung und Entwicklung der Türkei zu verhindern gewußt hat.

Ich habe einmal von Pariser Jungtürken eine importierte Karikatur gesehen: „Alle Großmächte halten die alte türkische Kuh fest; aber Deutschland melkt sie.“

Diese Formulierung ist polemisch und darum schief. Der Wirklichkeit mehr entsprechen würde etwa: „Alle Großmächte möchten die türkische Kuh stückweis ausschlachten, aber Deutschland schützt sie.“ Die deutsche Orientpolitik einer Erhaltung und Entwicklung der Türkei gegenüber der Einmischungs-, Unterwühlungs- und Zerstückelungspolitik russischer und englischer Pläne — diese deutsche Orientpolitik hat die Türkei bis zum heutigen Tage äußerlich konserviert und sie für eine innere Erneuerung lebensfähig erhalten — ja sogar hierfür lebenskräftig gemacht.

Die Freundschaft zwischen dem deutschen Kaiser und dem türkischen Kalifen mag überraschen: als ein Verhältnis der Monarchen zweier Völker, die früher meist nur auf dem Wege feindseliger Kreuzzüge sich begegnet sind und die heute noch sich gegenseitig als „Ungläubige“ titulieren. Diese politische Verbindung zwischen Kreuz und Halbmond im gleichen Felde entspricht der nüchternen Berechnung: einmal des deutschen Kaisers, der so ein größeres Deutschland will — wirtschaftlich, und dann auch des Kalifen, der so eine kleinere Türkei vermeidet — politisch. Schon ist ja Ägypten, Zypern, Bosnien und Bulgarien verlorengegangen, und schon brüteten bei Reval der russische Bär und der englische Walfisch wieder in unnatürlicher Gemeinschaft auf eine „Reform“ für Mazedonien — da verscheuchte sie die türkische Revolution.

Deutschland will kein Territorium in und von der Türkei sich aneignen, und die Türkei weiß das und vertraut darauf. Deutschland sucht die Türkei als einträglichen Industrieabsetzmarkt und als reiche Bodenproduktenquelle. Mit wissenschaftlichen Ausgrabungen hat's begonnen; schon damals hat neues Leben nicht bloß aus, sondern auch neben den Ruinen zu blühen begonnen. Der wissenschaftlichen Expedition folgt die wirtschaftliche Ausbeute. Die deutsche Politik eilt auf den Schienen der Lokomotive: wohin diese fährt, da bringt sie deutsche Waren, deutsche Stoffe, Waffen, Maschinen für den anatolischen Bauer, deutsche Ingenieure für die Bahnen und für die Bewässerung des Ackerlandes; und da kann sie auch aus dem anatolisch-syrisch-mesopotamischen Paradies, diesem fruchtbarsten Drittel des osmanischen Reichs, Getreide, Wolle und Baumwolle holen. Wo aber die deutsche Lokomotive pfeift, da weicht auch das langsame Kamel, und da scheut das wilde Araberpferd der aufrührerischen Nomadenstämme, und der Beduine vertauscht die räuberische Flinte mit dem wertschaffenden Pflug; eine fast automatische Wirkung!

So sichert sich die türkische Herrschaft durch die anatolische Bahn, durch ihre Verlängerung in der Bagdadbahn und durch ihre Verbindung mit der Meßabahn die Botmäßigkeit der sonst räumlich kaum erreichbaren Arabervölker und ihre Kraft gegen das ägyptisch-indische England. Die Bahn steigert zugleich die Zahl der intelligenten und tüchtigen anatolischen Bauern und deren Steuerkraft und damit die finan-

zielle und materielle Leistungsfähigkeit des Staates. Und Deutschland schafft sich einen gewinnbringenden deutsch-türkischen Handelsverkehr. So soll wahr werden, was Moltke schon gesehen und gesagt hat: „daß die Kapitalien der reichsten Länder nach der Türkei fließen werden, wo noch so viel zu schaffen ist: Fabriken und Manufakturen werden die rohen Erzeugnisse im Lande selbst verwerten, dem Ackerbau aufhelfen und die Stärke aufs neue emporblühen lassen.“

Sedan heißt das Datum, das den Niedergang der französischen Kraft im Abendlande und zugleich den Orientaufgang der deutschen Politik bedeutet. Sedan bringt Deutschland das Erbe Napoleons in der Türkei, aber mit der wesentlichen Nuancierung, daß Deutschland die orientalische Schwäche Napoleons, der zugleich christliche Missionspolitik getrieben hat und deshalb für jeden Aufruhr in den muhammedanischen Ländern verantwortlich gemacht worden ist, erkennt und vermeidet. „Kaiser Wilhelm schützt als deutscher Kaiser die deutschen Protestanten und Katholiken im türkischen Reiche; er treibt aber keine orientalische Religions-, sondern nur deutsche Staatspolitik.“ Auch daher das Vertrauen des Kalifen zum Kaiser und zu Deutschland, und daher auch der Aufschwung des deutschen Levantehandels.

* * *

Draußen in Therapia residiert im Sommer unsere deutsche Botschaft, die offizielle Trägerin der deutschen Orientpolitik: anderthalb Stunden mit dem Dampfer

vor Konstantinopel draußen, am dunkelblauen Bosporus, mitten in einem mächtig großen und prächtig alten Park, einem Geschenk des Sultans, der dort selbst früher gehaust hat. Davor liegt unser deutsches Kriegsschiff, die „Loreley“, die weiß, was sie bedeuten soll: nötigenfalls eine Faust der Diplomatie zu sein. Jetzt gerade ist die „Loreley“ weg, im Schwarzen Meer — glücklicherweise: denn verfolgte Würdenträger des ancien régime hatten die Absicht gehabt, sich zur „Loreley“ zu flüchten. Das hätte eine unangenehme Komplikation für unsere Politik gegeben . . .

Die Volksstimmung ist ohnehin umgeschlagen: gegen Deutschland!

Bei der feierlichen Verkündigung der türkischen Verfassung hatten im Hafen von Konstantinopel auch die Schiffe sämtlicher Nationen geslaggt — nur die deutschen nicht! Und alsbald hatte englisch-französische Freundlichkeit daraus eine Haupt- und Staatsaktion gemacht: „Seht! Die Deutschen gönnen dem türkischen Volke die freie Verfassung nicht; die Deutschen halten nach wie vor zum autokratischen Sultan!“

Das war natürlich falsch und dumm — beides: die deutsche Unterlassung wie die englisch-französische Ausbeutung. Das Gegenteil davon ist wahr: die deutsche Botschaft, die der Schwabe von Riederlen-Wächter in Vertretung des Badensers Marschall von Biberstein leitet, hat dem Sultan sofort zur Verfassung geraten, sowie diese Frage an sie gerichtet worden war.

Aber beides wirkte — so wie auch bei Fuad Paschas Heimkehr unsere bunte Bewimpelung an

Bord der „Therapia“ von der Volksstimmung sogleich beobachtet und beachtet wurde . . . Und doch hatte auch diese Aufmerksamkeit nur an einem Zufall gehangen.

Kein deutscher Kapitän hat daran gedacht, über den Masten zu toppen, und schon biegt das französische Freudenschiff mit Fuad Pascha draußen in den Bosporus ein — eine halbe Stunde noch und er passiert uns —, da regt rasch noch der Generalagent des Norddeutschen Lloyd eine eilige Beslagung an, und ein Wink Rيدرلens aus unserem politischen Zirkel unterstreicht diese nationale Notwendigkeit, und gerade noch reicht es: „Selbst die deutschen Schiffe hatten geflaggt!“ — so steht sofort in den französisch-englischen Zeitungen Konstantinopels.

Eine Bagatelle — gewiß, aber eine charakteristische: der Deutsche hat nicht den politischen Instinkt, den der Engländer und der Franzose hat — auch im Auslande; dort erst recht. Der englische Kapitän weiß in dem eben erlebten Fall, daß es politisch klug und taktvoll ist, der neuen Türkei seine Honneurs zu erweisen. Ein deutscher Kapitän denkt nicht daran; er denkt überhaupt nichts Politisches; er ist Handels- und Verwaltungsbeamter. Aber die andere Nation nimmt ihn und sein Schiff als eine politisch-nationale Verkörperung: als solche wird er gewogen . . .

Es fehlt uns Deutschen an staatsbürgerlicher Erziehung, die wir um so mehr nötig haben — gerade in gebildeten Kreisen, je weniger wir politischen Instinkt haben, entsprechend der Jugend unserer Nation.

Jeder von uns wirkt draußen deutsche oder anti-deutsche Stimmungen oder Verstimmungen — um so leichter, je schwerer unser Tun und Lassen vom französischen und englischen Konkurrenten genommen wird.

*

An die Botschaftsresidenz stoßen die Gebäude der Krupp-Vertretung: zurzeit Zielpunkt einer von englisch-französischen Stimmführern verhezten Volksstimmung, die aus angeblichen Baskischgaben Krupps an Minister für seine Militärlieferungen eine Art sittlich-verantwortliche Mitschuld Deutschlands am anciens régime konstruieren will — als ob bei dem bisherigen System der Konzessionen der Baskisch nicht die politische Intrige jeder geschäftlichen und geschäftigen Diplomatie gewesen wäre — hätte sein müssen — leider. War die Ware auch noch so konkurrenzfähig und auch die beste, die Minister vergaben keine Konzession, ohne sich selbst zu bereichern, d. h. nicht, ohne von den Lieferanten ein Handgeld von Hunderttausenden für sich zu fordern und zu nehmen. Dieses System haben alle Nationen mitgemacht — mitmachen müssen. Daß gerade deutsche Unternehmungen die meisten Geschäfte machen durften, dank ihrer Empfehlungsmarke made in Germany, hat natürlich die französisch-englische Konkurrenz von jeher geärgert. Die Folge ist jetzt, daß diese französisch-englische Konkurrenz die politische Gelegenheit ergreift, um Deutschland zu verdächtigen und für das ganze Baskischwesen verantwortlich zu machen, in dem

Sinne, daß Deutschland die Korruption geschaffen hätte! Diese Intrige verfangt — das läßt sich leider nicht leugnen — bei dem politisch ungeschulten und moralisch jetzt entusiastmierten Volke einigermaßen, und so macht sich eine gereizte Stimmung gegen Deutschland geltend.

*

Ein türkischer Generalstäbler, der dem Komitee angehört, erklärt mir:

„Sie wissen, daß so wie ich selbst die meisten Offiziere der ottomanischen Armee dem deutschen Kaiser dankbar dafür sind, daß er durch General von der Goltz Pascha und seine deutschen Mitarbeiter unsere Militärreform ermöglicht hat, und daß wir selbst in jahrelangem Dienst im deutschen Heere, zumeist in Preußen, die deutschen Einrichtungen haben kennen lernen dürfen. Mein und meiner Kameraden aufrichtiger Wunsch geht dahin, daß die Beziehungen zwischen Deutschland und der Türkei immer freundschaftlicher und fester sich gestalten, im wirtschaftlichen und politischen Interesse beider Länder. Eine große Schwierigkeit ist aber das Vorurteil, das unsere Freunde im „Komitee für Einheit und Fortschritt“, besonders die aus Saloniki, gegen Deutschland haben. Unter dem Regime des Sultans Abdul Hamid haben sie vielfach in der Verbannung leben müssen; sie konnten das nicht in Deutschland tun wegen der damaligen Verbindung der deutschen Politik mit Sultan Abdul Hamid; so mußten sie meist in England oder

Frankreich freie Zuflucht suchen und finden. Dort haben sie den französischen Parlamentarismus und den englischen Konstitutionalismus lieben und leider zugleich auch die deutschen Verhältnisse nur durch die Brille der englischen und französischen Kritik beurteilen gelernt. Heute sind sie in Konstantinopel selbst Parlamentarier und Ministerialbeamte; und heute noch bewahren sie dem gastfreundlichen England und Frankreich und ihren freiheitlichen Institutionen politische Sympathien, die jetzt England und Frankreich zugute kommen. Deutschland beurteilen meine Landsleute vielfach nur nach Preußen. Wir Offiziere, die wir im württembergischen Oberndorf und Stuttgart so gut zu Hause sind wie in Berlin, kennen die Unterschiede, aber unsere jungtürkischen Politiker vielfach nicht. In Konstantinopel werden die beiden französischen Blätter „Stamboul“ und „Turquie“ und die englische Zeitung „Levante Herald“ am meisten gelesen, und sie vermitteln antideutsches Material und verbreiten antideutsche Gesinnung. Ein Haupttrumpf ist dabei gegen Deutschland Ihr preußisches Wahlrecht, das als die deutsche Gesamteigenart ausgespielt wird, so daß Deutschlands innere Politik im Urteil bei unseren jungtürkischen Gesinnungsgenossen gleich hinter Rußland bewertet wird, unter Hinweis auf die Abhängigkeit, in die Ihre öffentliche Wahl jeden Bürger bringe, und wegen der Ungerechtigkeit, die in Ihrer Klasseneinteilung liege. Sie werden vielleicht sagen, Deutschland sei nicht Preußen, und all das sei eine Übertreibung oder eine Entstellung. Das

Wesentliche ist aber, daß dieses Urteil besteht und daß dies Deutschland bei uns in der öffentlichen Meinung sehr schadet. Wir Muhammedaner denken und empfinden durch unseren Islam demokratisch. Und das Prestige einer modernen Staatsverfassung wirkt gerade in unserer neuen Türkei als eines jener „Imponderabilien“, von denen einmal Ihr größter Staatsmann Bismarck gesprochen hat. Solche Prestigepolitik versteht England jetzt auszunützen gegen Deutschland, und das bedauern wir alle, die wir eine deutsch-türkische Freundschaft wünschen.“

Diese Bismarckworte lauten: „Die Einflüsse der Imponderabilien sind in der Politik oft mächtiger als die der Heere und der Gelder.“ Und: „Imponderabilien wirken in der Politik oft viel mächtiger als die Fragen des materiellen und direkten Interesses; man soll sie darum nicht mißachten in ihrer Bedeutung.“

*

Auch der deutsche Kaiser hat schon das Bedürfnis empfunden, neben seinem persönlichen Verhältnis zum Kalifen auch Beziehungen zum türkischen Volke herzustellen: er hat bei seinem letzten Besuch in Konstantinopel (1898) einen Brunnen gestiftet, droben auf dem Hippodrom in Stambul, dem Platz des größten Zirkus des Altertums, neben einem granitnen Pharaoobelisk von dreieinhalb Jahrtausend Schwere und neben der griechischen Schlangensäule des delphischen Dreifußes. Diese Brunnenwidmung soll uns das weltpolitische Programm symbolisieren, das Kaiser

Wilhelm in das weitgreifende Wort gefaßt hat: „Ich will der Freund der dreihundert Millionen Muhammedaner sein!“ Diese deutsch-türkische Linie greift zurück bis auf Friedrich den Großen, der das erste preußisch-türkische Bündnis geschlossen hat (1761), und sie führt über die Militärmission eines Moltke und über die Orientprophetie eines Friedrich List hinein ins neue Deutschland bis zu der Gegenwartsarbeit und Zukunftswirkung der deutschen Militärmission.

* * *

Ein Brunnen: das bedeutet eine doppelte Konzession an die türkische Konfession. Einmal: der Islam verbietet jegliche Nachbildung von Menschenkörpern als Eingriff in die Rechte Allahs; darum sind auch in der Hagia Sophia, als sie Moschee geworden ist, die byzantinischen Engelsgesichter mit Sternen übermalt worden. Ein Denkmal im Sinne des Standbildes, der Personengalerie à la Berliner Siegesallee, ist also eine Unmöglichkeit.

Sodann: das Brunnenwasser sichert dem Türken das notwendigste und wichtigste Zubehör seines Alltagslebens. Der Kulturgradmesser leiblicher Reinlichkeit zeigt den Türken auf seltener Höhe; wiederum aus Religiosität. Keine Moschee ohne einen Brunnen und ohne ein Duzend von Quellen, die dem Muhammedaner seine häufige Waschung ermöglichen. „Türkische Bäder“ bilden eine Spezialität wie einst römische; gibt es aber auch deutsche? Auch der einfachste Türke birgt unter dürftiger Oberkleidung saubere Glieder.

Das durch die Verwaltung so vernachlässigte Konstantinopel, daß ein Bergstock empfehlenswert erscheint, hat gutes und gesundes Wasser und ein bakteriologisches Institut . . . und daneben Tausende wildernder Schakalhunde, für die der Türke in frommer Pflege sorgt, wiederum auch durch Wasser. Auch Tauben füttert der Türke im Vorhofe der Moschee . . ., aber der Italiener und der Belgier morden alljährlich Tausende von Vögeln . . .

Der Straßenschmutz Konstantinopels läßt die Lustradschi, die Schuhpuzer, wie Pilze sich mehren, nicht nur an jedem Eck — alle paar Häuser: mit ganzen Kisten und Kästen von Wachsen und Salben, mit Bürsten und Tüchern, und damit fegt und poliert und pomadisiert türkische Leibesreinlichkeit dem Passanten in mehrminutiger, peinlicher, „pomadiger“ Prozedur das Stiefelleder, daß es glänzt wie Lack, ja wie Spiegelglas — um einen Viertelpiafter = vier Pfennig . . .

Jetzt hält die türkische Revolution in der Gründlichkeit dieser Lustradschi, dieser Künstler ihres Handwerks, großes Reinemachen: politische Karikaturen zeigen das Volk als Schuhpuzer, dem sich verhaftete Minister stellen, mit dem Schmutz, der sie belastet.

Bisher schien es genügend, im Orientspiel auf die eine Karte des Sultans zu setzen, und wenn — wie dieser Tage — der deutsche Botschafter im Namen eines deutschen Fürsten dem Sultan für die von zwei seiner Frauen erwarteten Babys Wäscheausstattung überreichte, so konnte dieser Tribut an die Laune des

zärtlichen Vaters die politische Bedeutung einer moralischen Eroberung gewinnen. Künftig mischt sich das Parlament und die ministerielle Verantwortlichkeit der Regierung ins Spiel. Die deutsche Orientpolitik hat jetzt auch mit dem Trumpfsatz des Parlaments und mit den Trumpfbuben des Ministeriums zu rechnen.

Aber die Zeit wird kommen, die beweisen wird: daß Deutschlands Politik es scheinbar mit dem Sultan hielt, in Wirklichkeit aber eben mit der Türkei, und daß Englands Politik scheinbar sich gegen den Sultan richtete, in Wirklichkeit aber doch gegen die Türkei. Die jungtürkische Revolution kann wohl die deutsch-türkischen Beziehungen eine Zeitlang erschüttern und gefährden, sie wird sie aber schließlich gründlicher befestigen und tiefer verankern müssen, als das selbst beim alten Regime der Fall sein konnte. Die deutsch-türkischen Interessen sind künftig nicht mehr abhängig von der schwankenden Laune eines einzigen Despoten und seiner einzuschüchternden Diplomatie, noch von der Profitgier Bakischijch fordernder Handlanger, sondern sie werden gehalten und geleitet werden von der klugen Weitsicht tüchtiger türkischer Patrioten, deren Charakter ebenso zuverlässig ist wie ihre Intelligenz: ihr Vorbild und Führer ist Enver Bey.

* * *

Graf Zeppelins Flug am schwäbischen Meer, der für den heutigen Tag erwartet wird, reicht bis an den Bosporus. Die französiierende „Stamboul“ weist heute nach, daß Zeppelins Erfindung eigentlich auf —

französischen Grundlagen beruht. Frankreich fürchtet und spürt die Maschinenkonkurrenz des made in Germany gegenüber dem früheren *alla franca*.

Einen Tag später: Heute melden die Depeschen Zeppelins Fiasko im Fildertraut von Echterdingen. Die „französische“ Erfindung war etwas vorschnell. Aber der deutsche Enthusiasmus des ganzen Volkes darf jetzt endlich seinen Anteil an Zeppelins Genietat bezahlen, die es allzu vergeßlich sich selbst schon angemacht hatte.

* * *

„*Alla franca?*“ — das ist die etwas nachsichtige Frage des türkischen Dieners, wenn ich Kaffee bestelle: „europäisch?“, d. h. in diesem Fall: schwach, gemischt, unecht. — Ich ziehe *alla turca* in Mokkatasen zu schlürfen vor.

Alla franca! So fühle ich mich heute abend in diesem Taksimgarten im Perateil von Konstantinopel leider . . . Drüben über dem Goldenen Horn schläft das Stambulvolf in den engen und geringen Holzhäusern, die dem Erdboden sich anpassen, aber um so gieriger vom Feuer gefressen werden, in ganzen Vierteln, wenn ein Funke aus dem primitiven Holzfohlenbecken zündet. Und hier in einem der wenigen Gärten zur öffentlichen Geselligkeit und Unterhaltung verkündet der schnarrende Klang europäischer Phonographen den Triumph einer Kultur *alla franca*; hier paradiert man auch *alla franca*: mitten im Parfüm des europäischen Fleischmarktes, in der Schminke der

Berliner Friedrichstraße, mit der ostentativen Demonstration alles Sexuellen.

„Verstehen Sie jetzt?“ — fragt mich ein Jungtürke — „warum Zivilisation uns häufig nur als Sphylisation erscheint?“

Der Bürgermeister von Konstantinopel will die Straßendirnen unter eine sittenpolizeiliche Kontrolle stellen, um die Gesundheit seiner türkischen Landsleute zu schützen; er läßt Französinen und Russinnen und Engländerinnen, die gegen die polizeilichen Vorschriften sich vergehen, verhaften und untersuchen. Aber der französische Botschafter und der Russe und der Engländer — sie protestieren und erzwingen die Freilassung ihrer Landsmänninnen — auf Grund der „Kapitulationen“, die die Fremden der Gerichtsbarkeit der türkischen Regierung entzieht und sie nur dem Konsularrecht der entsprechenden Nationen unterstellt. So kann der türkische Bürgermeister nicht einmal die Gesundheit seiner Bevölkerung vor den Gefahren fremder Dirnen schützen — dank dem „Recht“ von Staatsverträgen aus dem Mittelalter!

Man erinnere sich auch an die Gründe des türkischen Abscheus vor der europäischen Modekleidung — vor der männlichen wie weiblichen —: weil sie sekundäre Geschlechtsmerkmale ebenso wie die Organe animalischer Funktionen nicht ganz verhüllt, wie dies die türkische Tücher- und Faltengewandung tut. Auch beim europäisierten Türken überwiegt noch der Gehrock, der vorn und hinten deckt. Man nehme ferner die verbürgte Feststellung, daß in den Vordellen, zu

welchem allzu eifrige levantinische Führer mit ob-
szönen Photographien und mit besonderer Einladung
zum „vice allemand“ den Fremdling anfeuern, sich
keine Türkin befindet, da die Türkin sich nicht
prostituiert, ohne sofort vom Vater oder Bruder er-
droffelt zu werden — und man verachte die türkische
„Barbarei“!

Aber die Vielweiberei des Harems? Wenn man's
so hört, möcht's leidlich scheinen. Gewiß gestattet
Muhammed die Polygamie und hat sie einst vorgelebt.
Aber der Durchschnittstürke lebt monogam. Auch der
Kenner des Orients, Professor Bambery, bestätigt
die Beobachtung: in den muhammedanischen Ländern
gibt es unter Tausenden kaum einen Hausherrn, der
von der gesetzlich gestatteten Vielweiberei Gebrauch
macht. . . Gewiß ist wohl wirtschaftliche Berechnung
für den Türken der Hauptgrund für den freiwilligen
Verzicht auf dieses „Vergnügen“ — aber gehört nicht
auch ein gut Stück Verantwortlichkeitsgefühl zu diesem
Verzicht? Der Sultan nützt das Recht Asiens aus,
genau wie einst Abraham und David in der Bibel;
wie später im Okzident christliche Fürsten — sogar
mit Luthers Zustimmung — sich dieses Recht ge-
nommen haben, und wie dies heute bei uns in Wirk-
lichkeit viele praktizieren, die die Mittel dazu haben —
nur ohne die im Knabenalter geraubten Nubier als
Eunuchen, aber auch ohne die Legitimität und Loyalität
des Türken.

Aber trotzdem hapert's mit der türkischen Eingehe:
sie kennt — wie die französische Divorçons-Praxis —

nicht die Schätzung der kommenden Kinder; ihrer Art fehlt bisher noch das volkswirtschaftliche Mark. Die griechisch-armenische Vermehrung schreitet voran.

* * *

„Wer ist der Türke?“ Jedenfalls nicht „die Türkei“! Diese Differenz ignorieren, heißt Vorurteile und Falschurteile nähren; sie beseitigen, heißt auch die türkische Revolution verstehen helfen.

Stehen Sie doch eine Stunde an der Galatabrücke und lassen Sie den Völkerstrom an sich vorüberrauschen — und Sie meinen, im Neuen Testament das erste Pfingsten in Jerusalem zu erleben: Perser, Meder, Elamiter, Juden und Judengenossen, Türken und Araber, Griechen, Bulgaren, Armenier und die da wohnen an den Grenzen der Wüste, dazu Fremde aus Rom und von den Flüssen der Germanen.

Das ist „die Türkei“! Wenn ein Asiate z. B. den Deutschen, Engländer, Franzosen, Italiener, Russen und Spanier in den einen Topf der europäischen Einheit wirft und den Europäer-Deutschen für die Taten des Europäer-Franzosen verantwortlich macht, so wehren wir uns. Gar nicht zu reden von süd- und norddeutschen Nuancen Münchens und Berlins. Wenn der Sammelname des Christen englische Puritaner, deutsche Protestanten und römische Katholiken durcheinanderwirft und ein Lutheraner-Christ wie ein Jesuiten-Christ gewertet wird, so wehren sich beide Christen. Wiederum gar nicht zu reden von deutsch-katholischen und italienisch-katholischen Nuancen! Und

doch widerfährt dem Türken gemeinhin das gleiche unverdiente Geschick. Der muhammedanische Türke bildet selbst etwa die Hälfte der alten Türkei; die andere halbe Türkei vereinigt Syrer und Araber, Griechen und Armenier, Albanesen und Kurden, Bulgaren und Serben, Rußowalachen und Juden, und allerlei Sekten; und dabei zieht sich diese Türkei über drei Weltteile hin — wieder eine dreifache Differenz! „Der Türke“ büßt aber für „die Türkei“ — und doch bedeuten all die angedeuteten ethnischen Unterschiede gerade so große ethische Verschiedenheiten zwischen all diesen Stämmen, die sich meist darin gleich sind, daß sie einen Fetz tragen. So nimmt der oberflächliche Orientreisende leicht jeden Fetzträger gleich auch für einen „Türken“!

Wiederum ist es Bambery — der vieljährige Orientforscher — der da konstruiert:

„Ob in seinen Gesichtszügen und im körperlichen Habitus den Griechen, Armeniern oder Zirkassiern ähnlich, wird der Osmane in seinem Blick und in seinem Auftreten, in seiner Gestikulation und Manier immer den Stocktürken verraten: er ist schwerfällig und behäbig, von eiskaltem Ernst und von einer Geßetztheit, die wir nur bei den Zeltbewohnern auf der Wüste Innerasiens antreffen. In dieser Eigenart ist der Türke mit zugestutztem Bart, im feinen europäischen Tuchrock, mit Glacehandschuhen und Lackstiefeln seinem in großer Pelzmütze und mit gestreiftem Madjscha gekleideten, dünnbärtigen, schiefäugigen, wildaussehenden Bruder bis aufs Haar ähnlich. Ohne

von den heißblütigen und leichtbeweglichen Griechen und Zirkassiern zu sprechen, wird selbst der Araber, trotzdem er ebenfalls das Gepräge des islamischen Nirwanas in all seinen Handlungen trägt, minder ernst und viel aufgeweckter erscheinen als der Osmane, nach dessen Begriff von Manneswürde und Tugend Lachen, Singen, Springen, Tanzen, Schreien, Sich-eilen oder Greifern und besonders das Vielreden als höchst unschicklich verpönt ist. Damit verbunden ist echter Biederfönn und eine Redlichkeit, worin der Türke in ganz Vorderasien und auch in ganz Europa ohnegleichen dasteht. Das herrliche und entzückende Bild dieses anatolischen Bauern, der fleißig seine Äcker bestellt, der mit Lammesgeduld alle Injurien einer vollkommenen Beamtenklasse erträgt, der seit Jahrhunderten ohne Murren Gut und Blut für Fürst und Glauben opfert, der, sanft und bescheiden am häuslichen Herd, auf dem Schlachtfelde den Ruf des besten Soldaten der Welt sich erworben hat — das Bild dieses anatolischen Bauern, der mit seiner Nüchternheit selbst dem auf seine Kultur so stolzen christlichen Abendländer zum Muster dienen kann, steht im moslemischen Asien unvergleichlich da. Wie gern erinnere ich mich an die Gastfreundschaft, die ich auf meinen Reisen in Anatolien bei Türken genossen! Mit stiller und inniger Freundschaft empfangen, wird der Reisende mit Ehren überhäuft; was gut und teuer ist, wird auf den Tisch gestellt, jung und alt ereifert sich, dem Gast gefällig zu sein, und nur wenn man am nächsten Morgen das wohlgefütterte und gefattelte

Pferd besteigt, tritt der Hausherr schüchtern mit der Frage heran: „Wer bist du, woher kommst du und wohin gehst du?“ Ein Entgelt für das Genoffene anzubieten, wird für die größte Beleidigung gehalten. Dieser Turkismus war und ist es, den keine wie immer geartete Blutvermischung und kein fremder Kultur- einfluß zu vernichten vermochte.“

* * *

Drei lebendige Illustrationen der armenischen Frage habe ich hintereinander erlebt.

Drüben in Stambul brennt es, und heranrast mit wildem Geschrei, alles über den Haufen rennend, die „freiwillige Feuerwehr“, d. h. halbnacktes Gefindel in den buntesten Lappen, eine kleine Handspritze auf den Schultern von vieren. So geht's in die engen, steilen Gassen hinein und hinan, die kein Wagen passieren kann. Ohne besonderes Trade des Sultans darf bisher — auch das wird die Revolution ändern — die neue, militärisch organisierte Pompierstruppe nicht ausrücken, und bis die Erlaubnis dazu vom fernen Zildiz-Kiosk im telephonlosen Konstantinopel kommt, sind ganze Viertel schon heruntergebrannt oder haben die „Freiwilligen“ gehaust, gebrandschaft — in des Wortes eigentlicher Bedeutung — nötigenfalls mit der Gewalt ihrer Knüppel, die ihre einzige Ausrüstung sind. Diese Knüppel haben historische Bedeutung: sie haben sich einst mit armenischem Blute gerötet; sie waren die Waffe dieses nichttürkischen Gassengefindels, das vor zwölf Jahren Tausende Armenier niedergeknüttelt hat.

Eine andere Szene: eine erregte Volksmenge wälzt sich in Rum Kapu gegen das Palais des armenischen Patriarchen, dieses Papstes der christlich-armenischen Kirche, die ihren Ursprung auf die apostolische Urgemeinde zurückführen will. Der armenische Patriarch, der eben von den Prinzeninseln gekommen ist, soll Rechenschaft über die Kirchenfinanzen ablegen. Die Haltung der armenischen Menge wird drohender und türkisches Militär muß den armenischen Patriarchen decken. Endlich gesteht „Seine Seligkeit“, daß er allerdings eine halbe Million kirchliches Vermögen auf der Bank als Privatkonto angelegt hat — aber natürlich nur, um es gegebenenfalls wieder für die Kirche zu benützen! — jetzt stehe es der Gemeinde wieder zur Verfügung. — Diese Herausgabe des Kirchenschatzes beruhigt mehr als diese sonderbare und eindeutige Begründung der Finanzschiebung . . . Und das ist die gleiche „Seligkeit“, die ein deutscher Theolog in seinem Orientbuch als den „ausgezeichnetsten Kirchenfürsten“ charakterisiert und als „die hervorragendste Kapazität der armenischen Kirche“. — Als „Kapazität“ ist dieser Patriarch jetzt freilich „gezeichnet“ — aber im Sinne einer andern Aufnahmefähigkeit!

Ein drittes Bild: in der armenischen Kirche in Pera wird eine Totenmesse gelesen zur Erinnerung an die Tausende von armenischen Männern, die vor zwölf Jahren in wenigen Tagen in der Türkei — nicht von Türken! — erschlagen worden sind. Der rote Fes umflutet die christliche Kirche, und drin assistieren der armenisch-christlichen Zeremonie auch Türken, auch

offizielle Vertreter des nationaltürkischen Komitees. Der Konfessions- und Nationalitätshader soll mit den Toten begraben sein — unter dem neuen Zeichen der *égalité, fraternité, justice, liberté*, das in türkischen und armenischen Lettern über den Blumentoren der Straße prangt . . . Die gemeinsame christlich-türkische Totenmesse ist zu Ende: die armenischen Priester, im langen, schwarzen Gewande, den röhrenförmigen Kaminhut über dem in dürstigen Zopf gewundenen Haar, schreiten hinter der türkischen Revolutionsfahne, mitten zwischen türkischen Offizieren des Konstitutionskomitees und weißbeturbanten Mollahs Muhammeds. Und die ottomanisch-gemischte Masse auf beiden Seiten der Straße und auf den Dächern der Häuser begrüßt mit immer wieder sich erneuerndem Klatschen diese armenisch-türkische Versöhnung und Verbrüderung. Türkische Militärmusik begleitet den Zug, erst mit den klagenden Klängen Chopins, dann mit der einigenden Weise des Silistriamarsches, der jetzt osmanischen Marseillaise . . .

Auch dieser Wille zur armenisch-türkischen Einigkeit ist echt und groß und stark, wie der der griechisch-türkischen Einheit in Smyrna. Das Gespenst des Armeniermassakers scheint gebannt; die Geschichte hält es fest.

Das armenische Massaker war nichts anderes als eine politisch-türkische Reaktion gegen eine ebenso politisch-armenische Revolution, die infolge englischer Umtriebe einen armenischen Staat herstellen wollte. Jenes armenische Massaker wurde ausgeführt — nicht

vom türkischen Volke, sondern auf Befehl des Sultans, der selbst eine Armenierin zur Mutter hat und darum den Spottnamen eines armenischen Bedros I. sich gefallen lassen muß —, auf Befehl dieses Sultans von Kurden, diesen wilden Alpenjöhnen des asiatischen Hochgebirges, diesen jahrhundertalten Erzfeinden und Nachbarschaftshassern des armenischen Stammes; mit der Beihilfe von räuberischem Gassengesindel. In dieser Hefe des Volkes hat die sultanisch-kurdische Grausamkeit den Haß gegen das wirtschaftlich überlegene und reiche, in seinen Mitteln aber auch oft gewissenlose städtische Armeniertum ausgelöst, in dem sich der christliche Wucherer des Orients, der ungläubige Gläubiger verkörpert.

Ich betone: das städtische Armeniertum, und gebe damit zu, daß unschuldigerweise Tausende und Abertausende ehrlicher, tüchtiger armenischer Bauern in der armenischen Provinz dem Blutbefehl zum Opfer gefallen sind. Politik und Charakter der Betroffenen setzt das Armeniermassaker der muhammedanischen Türkei zu den Judenpogroms des christlichen Rußlands in Parallele.

Diese geschichtliche Erklärung soll nichts entschuldigen und nichts beschönigen, sondern nur den politisch-psychologischen Untergrund skizzieren, der auch für die jetzige Revolution Bedeutung gewinnt. Eben weil das religiös-konfessionelle Motiv nicht das wesentliche war, werden auch alle Vergleiche mit dem Sachsenmassaker Kaiser Karls des Großen oder mit den Hekatomben Torquemadascher Inquisition hinfällig. Eher gehören

hierher die gleichen Greuel Englands gegen die Ir-
länder, wovon Byron und Shelley uns gräßliche
Szenen schildern.

* * *

Armenier und Griechen und Türken wollen jetzt durch die Revolution eine osmanische Einheit bilden. Der ehrliche Wille dazu ist allerseits groß; aber die inneren Schwierigkeiten sind auch groß. Ein asiatischer Grieche formuliert mir folgende Fragen: Was wird die Schulsprache? Wie wird die türkisch-griechische Kriegsgeschichte in nationalen „Simultanschulen“ dargestellt? Was wird die Kommandosprache werden? (Bisher sind nur die Türken-Muhammedaner militärpflichtig; jetzt sollen's und wollen's auch Griechen und Armenier werden.) Sollen griechische Rekruten einen Distrikt in militärischer Abschließung bilden oder sollen sie einer osmanischen Regimentseinheit eingegliedert werden? Was wird Gerichtssprache? Wie setzt sich das Parlament zusammen, mit dem alten Vorzugsrecht des Grundbesitzes? Gibt es im neuen Parlament eine griechische Fraktion und eine armenische, und vielleicht auch eine arabisch-syrische, und eine albanische; vielleicht auch bulgarische, serbische, rumänische Gruppen? Werden ebensoviele Sonderforderungen kommen?

Soviel Fragen — soviele immanente Schwierigkeiten! Es gehört der Optimismus und die Mäßigung aller Osmanen dazu, um über alle diese national-konfessionellen Besonderheiten hinaus die Volkseinheit

zu sehen und zu wollen. Und wird die wirtschaftliche Entwicklung nicht über den guten Willen siegen? — Das heißt: wird der reichere und stärkere und rührigere Grieche und Armenier, bisher schon die Haute-finance der Türkei, jetzt in der größeren Bewegungsfreiheit der neuen Türkei nicht erst mit um so gewisserem Erfolg den auch an Kinderzahl zurückbleibenden Türken überholen? Dann mag die Türkei den Nationalitätenkampf Österreich-Ungarns bekommen. Dieser innere Antagonismus hindert die Türkei, den Eroberungsflug eines zweiten Japan zu nehmen; sonst könnte der Kalif, was der Mikado konnte.

* * *

Osmanisch will diese Revolution sein, aber nicht islamisch.

Ich bin auf der Redaktion des türkischen „İdam“ gewesen. Dies Konstantinopeler Blatt ist jetzt die größte Zeitung der Türkei; trotzdem ist seine Einrichtung nicht auf der Höhe einer deutschen Provinzzeitung. Die Zensur hat vor der Verfassung so gedrückt, daß die Zeitung, in der eigentlich nichts von Bedeutung stehen durfte, nur einige tausend Exemplare gedruckt hat; heute müssen die Schnelldruckpressen — unsere Rotationsmaschinen gibt's im elektrizitätverbietenden Konstantinopel auch noch nicht — Tag und Nacht sich schieben, um jetzt hunderttausend Blätter zu drucken, und zwar schon seit einigen Tagen auf braunem Packpapier, da der plötzliche große Bedarf das bisherige Papierlager rasch verbraucht hat. Jetzt

hat fast jeder auf der Straße, auf den Dampfern, in den Kaffees sein Zeitungsblatt in der Hand, und in das Geschrei der Obst- und Simonadenverkäufer mischen sich die Rufe der Zeitungscamelots. Die Sprache der Blätter ist offen, aber maßvoll, so maßvoll wie die ganze Politik des osmanischen Komitees: täglich erscheinen Aufrufe ans Volk, maßvoll zu bleiben.

Das zeigt sich auch in der Frage des Panislamismus. Wenn wir darauf zu sprechen kommen, dann wird der „Ikdam“-Leiter lebhaft: „Nein! Allah beschütze uns davor! Wir haben übergenug zu tun, um eine osmanische Einheit zu schaffen. Unsere Muhammedaner im englischen Ägypten, im französischen Algier, im italienischen Tripolis, im österreichischen Bosnien dürfen uns jetzt nichts zu schaffen machen. Das sind keine ‚Fragen‘ für uns. Das gäbe nur Komplikationen mit den fremden Mächten.“

Und doch werden diese Zusammenhänge einmal Schwierigkeiten schaffen — der Türkei und den Mächten. Die neue Türkei wird so panislamisch wirken, wie der alte Sultan das schon gewollt hat — nur wird die verjüngte Türkei mehr Erfolg haben als der „franke Mann“. Schon heißt es, daß selbst die Millionen Muhammedaner im fernen Indien für die künftige Flotte der neuen Türkei Spargelder sammeln und schicken wollen . . .

* * *

Radiköi, am asiatischen Ufer.

In all der Fülle und Folge neuer und großer Eindrücke von dieser Revolution habe ich einen stillen Abend ruhiger Einklehr in einer deutschen Familie genießen können, hier hüben auf dem asiatischen Boden des alten — wie Byzanz-Konstantinopel von Megara aus gegründeten und kolonisierten — Chalcedon. Ich bin vor Wochen von Italien und von Sizilien gekommen; aber nirgends — weder auf Isola bella, noch in Messina, auch einem der „Mignon“-Orte Goethes — habe ich wie auf der Terrasse dieses deutschen Hauses den überwältigend-klassischen Ausdruck der Stimmung empfunden: Kennst du das Land, wo die Zitronen blühen, im dunkeln Laub die Goldorangen glühen, ein sanfter Wind vom blauen Himmel weht, die Myrte still und hoch der Lorbeer steht? — Kennst du das Haus? Auf Säulen ruht sein Dach, es glänzt der Saal, es schimmert das Gemach, und Marmorbilder stehen und sehen mich an... — Und hinten im Hofe breiten Feigenbäume weite Dächer, die die ganze Bildfülle dieses biblischen Baumes veranschaulichen... Auch dies deutsche Familienleben ruft Goethes Geist herbei: Der ist der Glücklichste — er sei König oder ein Geringer — in dessen Haus wohl bereitet ist...

Und „wohl bereitet“ ist es hier. Da erfahre ich auch, daß der Deutsche nirgends freier leben kann als in der Türkei: frei von politischer Beschränkung, von aller Last, von jeder Steuer. Die Exterritorialität bringt auch völlige Abgabefreiheit mit. Der Deutsche

kann in und von der Türkei sich ein Vermögen erwerben — Steuern braucht er keine zu zahlen. Ob auch diese „Kapitulation“ vor der Revolution kapituliert? . . .

Die alten Kapitulationen sind: Steuerfreiheit der ausländischen Gewerbetreibenden, Bindung der Zölle, Konsulargerichtsbarkeit, Finanzkontrolle und Postdienst. Die Abschaffung der drei letzten Privilegien für Ausländer wird wohl länger auf sich warten lassen als die Loslösung der beiden ersten Fesseln. Die Steuerfreiheit der Ausländer z. B. bedeutet eine ungerechte Bevorzugung fremder Händler gegenüber dem so erschwerten Wettbewerb der heimischen Türken.

Heute abend aber rechnen wir nicht: heute abend klingen deutsche Heimatslieder zum Bosporus hinunter; heute abend träumen wir der Sonne nach, die dort hinter der Kuppel der Hagia Sophia zur Ruhe geht . . .

Später taucht an dem Minarehumbang vor uns ein Schatten auf und „lâ ilâhâ illallâh Muhmedân resulillah“ klingt es aus dem Munde des Muezzin durch die laue Nacht, nach allen vier Richtungen, in melodioser Modulation, erst klagend, dann gebietend . . . und Hunderte von Millionen Muhammedaner einigt in diesem Augenblick gleiche Frömmigkeit.

Wir aber denken wiederum Goethes: „Gottes ist der Orient, Gottes ist der Okzident; nord- und südliches Gelände ruht im Frieden seiner Hände.“ — Und: „Orient und Okzident sind nicht mehr zu trennen!“ —

ein Goethewort, das Bülow vor zehn Jahren im Reichstag aufgerufen hat — ein Wort, das die türkische Revolution wahr macht.

* * *

Smyrna, an Bord des Norddeutschen
Lloyd dampfers „Therapia“.

Meine türkische Fahrt geht zu Ende — wiederum in Smyrna. Ich habe diese letzten Tage zum Besuch deutscher Anstalten benützt: da ist eine deutsche Knabenschule, die von Jahr zu Jahr mehr Griechen, Armeniern und Türken deutsche Sprache bringt; ein deutsches Waisenhaus, mit gastfreundlichen Kaiserzwerther Schwestern (aus dem Rheinland), mit Höfen und Sälen wie unsere württembergischen Seminarien, und mit einer sechzigjährigen, über die Gebäude hinausragenden Palme, die unter sich armenische und griechische Mädchen und Buben sich tummeln sieht; da ist auch seit wenigen Jahren eine eigene deutsche Kirche mit einem schwäbischen Pfarrer für die evangelische Gemeinde, die lange Zeit in der holländischen Kirche Gastrecht genossen hat, nie aber für deutsch-patriotische Feste. Diese Anstalten — Schule und Waisenhaus — sind mit den deutschen Spitälern die wichtigsten Kanäle Deutschlands, durch welche philanthropische Unternehmungen auch kommerziellen Einfluß gewinnen. Aber nur zwölf deutsche Schulen haben wir in der Türkei gegenüber sechshundert französischen Anstalten! Der Pädagog leitet die Jugend zum Kaufmann; wer drüben in einer deutschen Schule ge-

lernt hat, fügt sich später dem deutschen Handel ein. Und eine Politik des Kaufens und Verkaufens ist ja unsere ganze deutsche Orientpolitik, die auf den Schienen der Lokomotive Wege ebnet.

* * *

Ich bin auch droben im türkischen Kloster bei einem grünbeturbanten Derwisch gefessen; er hat mich auf niederen Divans mit Kaffee und Zigaretten bewirtet und mir in der mit Koranversen ausgestatteten Moschee durch seine Klosterschüler religiöse Gesänge vortragen lassen, mit silberklaren, sicheren Stimmen.

Dort oben bezeichnet die große Zypresse den Hinrichtungsplatz des Christenapostels St. Polykarp, eines Johannes-Schülers; und hinter uns liegt Ephesus mit paulinischen Reminiszzenzen, und all das ringsum ist das Land der ersten und ältesten christlichen Mission . . . aber über sie triumphiert schon lange der Islam. Ein halbes Jahrtausend jünger als das Christentum, zählt der Islam halb so viel wie dieses auf der Welt sein eigen: ein Drittel gehört Christus, ein Sechstel Muhammed, ein Drittel Brahma-Buddha und ein Sechstel anderen Bekenntnissen.

Wird auch darin die türkische Revolution Änderung bringen? Der schwäbische Pfarrer in Smyrna meint, daß vielleicht die Todesstrafe abgeschafft werden wird, die jetzt noch den Glaubenswechsel eines Muhammedaners bedroht. Aber: wird dann das Christentum die innere Kraft haben, den Islam zu überwinden?

Das asiatische Christentum hat keine werbende Macht. Der Fluch dieses historischen Bodens streitender Glaubenskonzile ruht auf diesem Christentum: es gibt neuerlei christliche Kirchen — nicht neben-, sondern gegeneinander. Jede christliche Kirche im Orient verträgt sich mit dem Muhammedaner bereitwilliger als mit dem „verhassten Gegner, dem Dissidenten“. In der Grabeskirche zu Jerusalem muß am Osterfest, am Auferstehungstag Christi, der muhammedanische Soldat die in ihrem Orthodoxiefanatismus sich blutig prügelnden asiatischen Katholiken gegeneinander schützen und sie schließlich trennen. Und der alte Derwisch hat mich heute gefragt, was das für ein Glauben sei, den die Schwester des deutschen Kaisers verleugnet, um griechische Kronprinzessin zu werden. Und in Mazedonien brennen und sengen griechische, bulgarische und serbische Christenbanden einander ihre Dörfer und Kirchen vom Erdboden weg, und der muhammedanische Soldat muß diese christlichen Banden gegeneinander verteidigen.

Auch die moralische Minderwertigkeit des asiatischen Christentums wird von guten Christen selbst zugegeben. Ein hoher preußischer Beamter — politisch-konservativ und protestantisch-orthodox — der viele Jahre schon in der Türkei lebt, versichert mir, daß er in dieser langen Zeit das asiatische Christentum verachten und „das praktische Christentum“ im Alltagsleben des Durchschnittsmuhammedaners kennen und schätzen gelernt hat. Das ist untheologisch und laienhaft formuliert, trifft aber eine Erfahrungsweisheit. Das

christliche Wort „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen“ wird gegenüber dem orientalischen Christentum gar oft zum Zeugnis für den muhammedanischen Charakter des Türken.

Einem solch zerrissenen und erniedrigten Christentum gegenüber herrscht der Islam einheitlich. In sich einig: er duldet die vier Rechtsschulen, die vor tausend Jahren sich gebildet haben, in sich mit gleicher Liebe, als „Gnade Allahs“, der so ein Individualisieren ermöglicht. Diese innere Toleranz kommt auch Andersgläubigen zugute. Die einzige Vorschrift für den Bau einer christlichen Kirche, der gern genehmigt wird, ist, daß der Schatten der Kirche nicht auf eine Moschee fällt. Der Muhammedanismus kennt keinen Zelotismus, keine Inquisition, keine Hexenprozesse, keinen Scheiterhaufen, keine Bartholomäusnacht, keinen Dreißigjährigen Krieg, auch kein Habsbургisches cuius regio eius religio. Der Türke läßt während des türkisch-griechischen Krieges in Konstantinopel türkisches Militär die griechische Osterprozession begleiten, damit ja kein Gassenpöbel das christliche Fest störe, das den Sieg für die griechische Armee gegen die türkische Sache vom Himmel ersieht. Der Türke stellt der Kerbelah-Totentlage der Hussein-Berfer türkisches Militär zur Verfügung, für ihre religiöse Feier, die den türkischen Muhammedanismus verflucht. Der muhammedanische Eroberer Konstantinopels hat die griechischen Christen privilegiert; der christliche Bezwingler von Granada hat die maurische Kultur der spanischen Muhammedaner mit Kumpf und Stumpf vernichtet.

Der Türke ist auch staatsrechtlich tolerant: er beruft griechische und armenische Christen wie Juden als Minister. Saladin in Lessings „Nathan“ ist keine Erfindung der Phantasie.

Der Islam ist aber auch unserem guten Christentum gegenüber stark: beide Religionen sind gleichen Ursprungs, aus asiatischer Bodenständigkeit, mit ihren klimatischen Bedingungen. Aber der Islam verzichtet auf Abstraktion und Metaphysik und beschränkt sich auf Pflichtenlehren; er ist Sittenkodex fürs praktische Leben. Der Islam ist mit diesem seinem Rationalismus bequem, aber auch ehrlich; er kennt nicht die Spannung des Christentums zwischen Soll und Haben, zwischen Forderung und Erfüllung. Der asiatische Islam ist von den asiatischen Frommen wortwörtlich zu leben und wird auch so gelebt; das asiatische Christentum muß in unsere europäischen Verhältnisse erst übersezt und übertragen werden und geht dann noch nicht im Alltagsleben des Durchschnittschristen auf. Der Islam gibt dem natürlichen Leben des Muhammedaners noch innere und äußere Einheit. Kein Geringerer als Goethe hat die Kraft des Islam gerühmt, und Nießsche nochmals in leidenschaftlicher Bewunderung, und Carlyle hat den würdigsten Prophetenhelden in Muhammed gefunden.

Einer, der viel in islamischen Ländern gelebt hat — Oskar A. G. Schmitz — bestätigt meine Eindrücke:

„Weltlichkeit und Religion sind eins, und das ist eine unendliche Überlegenheit des Lebensgefühls über die, deren Religion einen Gegensatz zu ihren sonstigen

menschlichen Wünschen bedeutet, deren Gott nur Sonntags oder an hohen Feiertagen zu Hause ist. Moschee, Bad, Privathaus, Kaffee, alles hat denselben Stil und dient denselben einheitlichen Menschen zu verschiedenen Stunden. Gelehrte und Studierende suchen die Moschee als den kühnsten Ort auf und versenken sich, auf ihren Matten ruhend, dort stundenlang in ihre Bücher und Manuskripte. Und diese Religion ist männlich, ja — im Gegensatz zu den christlichen Kirchen — wird das unvollkommene Weib nur bedingungsweise zugelassen. Fünffmal im Tage erfüllt der Gläubige sein Gebet mit den zahlreichen Beugungen und Waschungen des Leibes, welche die Wohlgefühle der inneren Sammlung, der körperlichen Anstrengung und Reinigung verbinden. Was ist dagegen alle Gymnastik und Balneologie! Man begreift, wie der geistig-weltliche Muhammed sagen konnte, daß er drei Dinge am meisten liebe: die Wohlgerüche, die Frauen und das Gebet. Sehr weise berücksichtigt der Islam die Menschennatur. Die angestammte Wildheit des Volkes wurde zur Begeisterung des Heiligen Krieges sublimiert, doch auch meditativen semitischen Naturen bietet sich im Studium des Korans die Möglichkeit eines Gott wohlgefälligen Wandels. Die Armut ist eine Empfehlung vor dem Angesicht Gottes, trotzdem wird auch der Reiche nicht verleumdet; seine Tugenden sind nur andere. Es herrscht kein Streben nach unmöglicher Vollkommenheit, sondern es genügt, ein Mensch zu sein. Alles dies macht den Islam zur widerstandsfähigsten aller

Religionen. Was das Judentum, den Katholizismus und den Protestantismus einzeln stärkte, besitzt er vereint: wie das Judentum keine Wunder und Mysterien, sondern ein praktisches Gesetz, das zu befolgen — im Gegensatz zum Glauben an verwickelte Dogmen — jedem möglich und heilsam ist. Das einzige Dogma vom einen Gott kann durch bloße Erhebung des Zeigefingers von jedem, welchen Geistes und welchen Volkes er sei, bekannt werden. Wie der Katholizismus, schließt der Islam alle zersetzende Sonderkritik aus. Wer am kleinsten Steinchen rüttelt, gefährdet als Keger den ganzen Bau. Dazu kommt eine fast protestantische Unabhängigkeit von Priestern und Tempeln, die aber aus Mangel an Dogmen niemals zu individuellen Abstraktionen führt. So kommt es, daß der Islam die einzige Religion ist, die keine Abtrünnigen kennt. Einzelne Vorschriften mögen unter europäischem Einfluß übertreten werden. In Algerien betrinkt sich das Volk, und die Frauen geben sich den Fremden preis. Man spricht Französisch, fährt Tram, benutzt den europäischen Pflug und die Egge, tausend Kleinigkeiten, die nichts beweisen gegenüber der Zähigkeit, mit der sich überall wieder in den modernen Farmen und Stadthäusern das einheitliche ausgefüllte muhammedanische Leben ausbreitet, das nichts von unserer Vielspältigkeit und Entwicklungsfreude besitzt, für welches alle Fragen des Lebens endgültig entschieden sind . . . Europa braucht sich nicht zu rechtfertigen, wenn es seiner Arbeit schlecht verwaltete Länder erschließt, aber es sollte in seinem

Kulturhochmut nicht vergessen, daß in Jahrhunderten seine Leistung vielleicht nichts anderes gewesen sein wird, als durch seine Unruhe die alten Kulturvölker Asiens und Nordafrikas aus ihrer langen Erstarrung erweckt zu haben. Der Panislamismus, die Gärung Indiens und der Aufschwung Japans (die Bosse des Athiopismus natürlich nicht) sind jedenfalls nicht zu verachtende Zeichen einer solchen Möglichkeit."

Aber: ist der Islam nicht auch ein Eisenreif, der des Muslims Haupt umspannt? Das wird sich jetzt weisen, unter den Wirkungen der türkischen Revolution. Ein jungtürkischer Führer versichert mir: „Der Koran heißt uns die Wissenschaft suchen und holen, selbst wenn sie so weit weg wie China sein sollte. Nun können und wollen wir aber die Wissenschaft schon in Europa finden; so erfüllen wir nur des Korans Vorschrift.“

Noch steht der Islam — zeitlich gesehen — dort, wo das Christentum seine Reformation erlebt hat: das jetzige Jahr liegt nach der Chronologie der Hedschra im 14. Jahrhundert; in der christlichen Zeitrechnung bedeutet das volles Mittelalter.

Mittelalter ist — äußerlich betrachtet — die orientalische Stadt, mit ihrem Handwerk vor dem Hause auf der Straße, mit ihrem zünftlerischen Beieinander der einzelnen Gewerbe in der Schuster-, Schreiner-, Drechslergasse, mit ihrer Unreinlichkeit der engen Wege und Stege, mit ihren sittlichen Forderungen fürs Geschlechtsleben.

Vom Mittelalter zur Neuzeit hat in Europa die Reformation und die Renaissance geführt. Unsere Renaissance ist damals von Konstantinopel befruchtet worden. Gibt heute der europäische Okzident dem türkischen Orient auch eine Renaissance zur Revanche?

* * *

Athen, an Bord des Norddeutschen
Hoyddampfers „Therapia“.

Der perikleische Parthenontempel auf der Akropolis ist einmal zur türkischen Moschee geworden: so mächtig hat einst der Islam über hellenische Kultur triumphiert. Dann ist der Türke „der kranke Mann“ geworden und ist oft sogar schon totgesagt worden, und jetzt reckt er sich plötzlich auf und steht aufrecht da: er schüttet die aufgedrängte Medizin äußerlicher Reformen in den Bosporus und schüttelt aus seinem Goldenen Horn Überraschungen einer eigenen, inneren Revolution über uns. Die geistigen Kapitalien der Kultur Asiens werden durch die Technik Europas gehoben.

Wir bringen der Türkei unsere moderne Technik. Der bisher bedürfnislose Türke wird sein Tesbieh, diesen „Rosenkranz“ von Bernstein- und Sandelholz- kugeln, die durch die spielenden Finger der müßigen Hand gleiten, jetzt mit dem nimmerstillen Telephon vertauschen, und die türkisch-genügsame Lebensführung ohne die anstandswidrige Gile, die Teufelswerk, und in der würdigen Ruhe, die Gotteswerk sei, wird der merkantilen Forderung „time is money“ weichen müssen. Der Madaf-Märchenerzähler wird durch den

Börsenmakler verdrängt. Der Kiej des Türken, dieses Dolcefarniente der Schachbrettunterhaltung, wird vom Turm der elektrischen Batterie verdrängt, und die Dynamomaschine industrialisiert die bisherige asiatische Heimarbeit in neuzuschaffenden Fabriken europäischer Art. Die sultanische Ideenassoziation von Dynamokraft und Dynamit mußte schwinden, und beim nächsten Besuch des deutschen Kaisers in seinem Konstantinopeler Kiosk wird die elektrische Leitung für den Verkehr mit der im Hafen liegenden „Hohenzollern“ auch nachher bestehen bleiben dürfen. Der europäische Renaissancestil der breiten Bahnburg der anatolischen Gesellschaft in Haidar-Pascha, mit ihren Verschiffungswerken und mit ihren Speichieranlagen auf dem durch deutsche Ingenieure dem Meere abgerungenen asiatischen Boden, veranschaulicht den Weg der Türkei zu ihrer wirtschaftlichen Renaissance. Der Kalif will, was der Mikado konnte; und China, Indien, Persien tasten nach den gleichen Spuren. Der Goliath des antiken Orients, der Riese Antäos aus der arabischen Heimat Muhammeds, gewinnt durch die Berührung mit der Mutter der Technik neue, verjüngende Kräfte. Europa mag zusehen, daß die Sage vom alles bezwingenden Antäos ein Märchen bleibt.

Das alte Asien hat als „Weltmutter“ alle Religionen geboren und den Völkern auch schon hohe und feine Kultur gegeben. Die türkische Kultur hat in dieser weltgeschichtlich beispiellos anständigen, unblutigen Revolution sich als sittliche Kraft von einer bisher unbekanntem Größe enthüllt und bewährt. Es ist der

Geist, der sich den Körper schafft. Die „Hagia Sophia“ der türkischen Metropole vereinigt bisher eine Elite griechischer, römischer, christlicher und muhamedanischer — und in ihrer Nähe auch altägyptischer — Kunst, sie offenbart jetzt auch die „heilige Weisheit“ einer neuen Kultur. Die türkische Lebenskultur hat Stil, Takt, Aufrichtigkeit, Innerlichkeit, Behaglichkeit, Mäßigkeit und Mäßigung; mit ihr vermischt sich jetzt europäische Zivilisation: möge auch diese dort sich bereichern. Denn: was hülfte es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewänne, und nähme doch Schaden an seiner Seele!

Türkische Frauen

Im Sommer 1908.

I.

Smyna: im August — mitten in der „Hochsaison“ der osmanischen Revolution, mitten im Jubel der jungtürkischen Konstitution. Eben ist, um die Verfassung zu feiern, aus dem Judenviertel ein frommer Zug würdiger Männer und glücklicher Frauen in den alten Trachten ihrer Klasse herausgekommen, vornean eine jüdische Jungfrau von strahlender Schönheit auf einem weißen Roß, die Fahne der neuen Freiheit schwingend . . . Ich wandere weiter, durch das türkische Viertel mit den engmaschigen Holzgittern an Stelle unserer Glasfenster: dahinter schweigt der Harem . . . Bald sitze ich droben über dieser klein-

asiatischen Großhandelsstadt unter einem schatten-
schenkenden Feigenbaum und träume zum schimmernden
Meer hinunter — da tauchen wohl zwanzig Schritte
vor mir, ohne mich zu sehen, einige ganz schwarz ver-
mummte Gestalten auf, im hüllenden Gewand unseres
Domino, nur die Maske über den Kopf zurückge-
worfen: türkische Frauen und Mädchen. Jetzt be-
merken sie mich: ein vielstimmiger Schrei — die grobe
Maske wird vors Gesicht gerissen, die flinken Körper
machen kehrt — und weg fliehen sie wie Aussäzige;
machen dann wieder halt und winken drohend mich
weg . . . Ich räume den Platz. — Das waren türki-
sche Bäuerinnen und Kleinbürgerinnen, die im In-
nersten verletzt waren, daß ein fremder Mann in
einem Augenblick ihrer Unachtsamkeit ihr Gesicht ge-
sehen hatte, das durch ihre muhammedanische Religion
gedeckt und geschützt sein soll. Und das türkische
Volk ist aufrichtig fromm und streng religiös.

II.

Stutari: am Bosporus — ich lasse mich im
schlanken Raikboot zu den süßen Wassern Asiens rudern.
Die buntbeteppichten Raiks mehren sich und drängen
sich und streifen sich. Und die türkischen Damen in den
Nachbarbooten setzen sich so, daß die dünnseidene, leichte
Maske vom erfrischenden Wehen des küpfenden Lüft-
chens kokett gehoben wird: schelmische Reizewinken . . .
Aber pünktlich vor Sonnenuntergang hat der Harem
nach dem Gebot des Korans jede auch dieser Türkinnen
wieder in die bewachte Einsamkeit aufgenommen.

III.

Konstantinopel: im Goldenen Horn — unser Dampfer fährt einem festlich beslagten Totenschiff entgegen, das die Leiche eines Freiheitsprinzen aus der Verbannung in die neue Türkei heimführt. Auf der Kapitänsbrücke steht eine türkische Dame, das feine Gesicht maskenfrei, entschleiern, und hält vor hundert fremden Männern und Frauen eine Ansprache in Türkisch, Französisch und Englisch, und feiert die nationale Wiedergeburt des türkischen Volkes und die Befreiung auch der türkischen Frau aus den Schleier- und Haremsbanden, damit auch die Frauen schaffende Kräfte im Dienste des Vaterlandes werden können. Jaschassyn vatan! Es lebe das Vaterland!

* * *

Diese drei Skizzen charakterisieren die Verschiedenartigkeit der türkischen Frau: die Kleinbürgerin, die in der Enthüllung ihres Gesichts geradezu die allergrößte Unfittlichkeit sieht; die Frau, die dieses nationalreligiöse Vorurteil überwunden hat, aber die hergebrachte Form noch wahr, wenn auch schon abgeschwächt und verdünnt, und endlich die Dame, die für die innere Freiheit auch den Ausdruck der mutigen Konsequenz sucht.

Diese Dreierheit, die ich in solchen Schichten nacheinander geschaut habe, habe ich auch als Dreieinigkeit beieinander erlebt — in einer und der gleichen Familie eines jungtürkischen Führers, dessen „Harem“

sich mir geöffnet hat: die Tochter — bei unseren Parkpromenaden und Segelfahrten frei sich bewegend, durch die Grazie einer selbstficheren Naivität entzückend und die beste französische Literatur beherrschend, auch als Sekretärin eines türkischen Mädchenbildungsvereins sich betätigend; die Mutter — durch das Gasttum eines fremden Mannes verscheucht und nur neugierig hinter dem seidenen Schuß des schwarzen Schleiers hervorfragend; und die Großmutter — noch völlig verummmt und mich meidend und wunderbarlich verstört ob der Wandlung der Frauenart in der gleichen Familie während des Lebens von drei Generationen.

Die türkische Frauenbewegung ist zunächst etwas Einfaches und auch Einheitliches. Das Ziel der Freiheiten dieser Frauenbewegung ist die Bewegungsfreiheit der Frau, im körperlichen und räumlichen Sinne: die Beseitigung der Schleiermaske, der Haremsverschlossenheit, der Beaufsichtigung auf Schritt und Tritt. Die türkische Frau braucht sich nicht um Arbeiterinnen- und Beamtinnenfragen zu kümmern: die hat die fast noch industrie- und handelslose Türkei noch nicht. Nicht um Witwen- oder Waisenpflege: die regelt der Kodex der leicht zu erreichenden Ehescheidung und die pflegt das barmherzig-fromme Volk; und uneheliche Kinder kennt der Türke nicht. Nicht um Kellnerinnennöte noch um Prostitutionschäden: auch diese „Kultur“ der Halbwelt überläßt die Türkin des Halbmonds den Griechinnen und Armenierinnen, Georgierinnen und Zirkassierinnen und anderen nichttürkischen Teilen der Türkei. Die türkische Sitte und Sittlichkeit — das

ist in diesem Falle einmal identisch — verbietet selbst dem Sultan, seinem Harem eine Türkin einzuverleiben: keines seiner dreihundert Mädchen ist eine Türkin: alle sind sie Tscherkessinnen oder Araberinnen oder Syrierinnen, oder sonst anderen Stämmen der Türkei entnommen.

Dieser Harem des Sultans entspricht eigentlich auch allein der europäischen Orgienphantasie vom türkischen Harem — und doch wieder nicht. Zum Beispiel: der Sultan darf sich überhaupt nicht verheiraten. Die Macht des Stellvertreters Allahs auf Erden darf nicht eingeschränkt werden — so wenig wie die des Papstes — auch durch eine „Sultanin“ nicht: er soll alles besitzen und darum auch alle, nur keine freigeborene Türkin. Auch alle Vorfäter des Sultans sind unvermählt gewesen: jeder Sultan ist der Sohn einer Sklavin: Abdul Hamid der einer armenischen Tänzerin. Einige hundert solcher Sklavinnen bevölkern den Harem des Sultans, darunter auch einige Favoritinnen: Kadine auf türkisch, Gebärerin auf deutsch; aber keine Sultanin. So heißt immer nur die Mutter des Sultans oder die Schwester oder die Tochter; aber nie eine seiner „Frauen“, die immer nur Dienerinnen bleiben — in Liebeskünsten ausgebildete Odalisten unter Eunuchentyrannis.

Mit oder ohne den Ehrentiteln der Frau, jedenfalls nie in unserem Sinne der Bedeutung der „Frau“ als Herrin — gleichgültig: der Sultan nützt das Recht Asiens aus — der Sultan fast allein, wie einst Abraham und Salomo in der Bibel. Der Sultan

lebt „polygam“. Der Durchschnittstürke aber lebt monogam, obwohl Muhammed die Viel- bzw. Vierweiberei gestattet und selbst vorgelebt hat. Der Türke praktiziert die Eihehe aus dem Verantwortlichkeitsgefühl der wirtschaftlichen Last und der sexuellen Pflicht heraus. Unter vielen Tausenden wird sich ein einziger Pascha finden, der doppelt Haushalt führt. Harem bedeutet heute Heim oder Familie. Harem heißt heute Salon, wenn dieser vom Selamlif, dem Raum der Herrengesellschaft, auch noch getrennt und für fremde Männer meist verschlossen ist. Dieser Harem hat schon viele Europäerinnen als Gattinnen aufgenommen: die Frauen einiger Prinzen und Minister stammen aus München, Württemberg, Wien, und die besten Persönlichkeiten unter ihnen haben gar bald und von selbst den Schleier genommen, ja sind sogar türkischer geworden als die geborene Türkin.

Manche solcher modernen „Türkinnen“ sind von Beruf und Provenienz deutsche, französische oder englische Erzieherinnen, deren geistige Bildung den durch keinerlei Klassenexklusivität gehinderten Türken gefesselt hat. Aber auch wenn sie nicht zur Hanum des Harems, zur türkischen Gattin avanciert sind — sie empfinden das nicht, wie unser europäisches Vor- und Faltschurteil, als Degradation —, so haben solche Gouvernantinnen doch neue Kanäle ins türkische Haus geleitet, durch ihre Bibliotheken und Journale. Man kennt die Hochachtung einer Helene Böhlau vor der geistigen Aufnahmefähigkeit und gemüthlichen Innerlichkeit der türkischen Frau; und ich habe diese Eigen-

schaften nachprüfen und bestätigen können. Man kennt die Schwärmerei des Dichters de Amicis für die Aufrichtigkeit und Schamhaftigkeit der türkischen Frau. Und man kennt die Begeisterung eines Pierre Loti für die geistige Kultur derjenigen türkischen Dame, die in der reichlichen Zeit ihrer gesellschaftslosen Isoliertheit Dante, Shakespeare, Bala und Nietzsche in den Urtexten studiert, und die auf dem Klavier Lisztsche Transkriptionen Wagnerscher Werke herunterphantasiert. Gewiß, dieser Typ ist nicht typisch für die türkische Frau, er trifft nur einige wenige Führerinnen der türkischen Freiheitsbestrebung. Die europäische Frauenbewegung ist in der Hauptsache aus wirtschaftlicher Not herausgewachsen, weil es Mädchen und Frauen schlecht geht; die türkische Frauenbewegung aus der geistigen Not der Langeweile, weil es der türkischen Frau zu „gut“ geht.

In einem Punkte begegnet sich die türkische Dame mit der türkischen Bäuerin und Kleinbürgerin: im Erleben des Druckes des alten Regimens am eigenen Leibe. Viele dieser Frauen haben Väter oder Männer oder Söhne, die ihnen die Willkür der Zildizkamarilla geraubt hat, sei es, daß sie in den Wogen des Bosporus nächtlicherweile verschwunden sind oder in den fiebrigen Kasematten des heißen Arabien, oder daß sie durch plötzliche Flucht Tod und Verbannung sich entzogen haben. Diese Zerstörung des Familienlebens, das bei dem fast gänzlichen Mangel an öffentlicher Geselligkeit für den Türken ein besonders fühlbares Otium cum dignitate bedeutet, ist schließlich

auch eine der Ursachen des völligen Ruins des ancien régime durchs ganze Volk hindurch geworden. Das gibt zugleich auch eine der Sicherheiten für die dauernde Gründlichkeit der jungtürkischen Volksrevolution. Jene Leiden haben außerdem doppeltes angeregt: einmal eine Befruchtung türkischer Frauenköpfe auch durch die Gedanken und Erfahrungen der Auslandsflüchtlinge in vertraulichen Korrespondenzen trotz Zensur, und schließlich eine Art Konspiration dieser Frauen selbst unter dem Schutze der neutralisierenden Schleiermaske in aller Fährlichkeit der Spionage. Man muß es miterlebt haben, wie der Zufall der Verhaftung solcher Spitzel auch die einfache türkische Frau auf der Straße leidenschaftlich erregt, wie auch sie samt den Männern solch entlarvte Denunzianten bespeit und stäupt — und man muß zugeben, daß es kein Zufall ist, wenn die türkische Marseillaise, der Silistria-marsch, diese Hymne aufs Vaterland, neben dem Offizier auch die türkische Frau verherrlicht: ihnen beiden geht der patriotische Tod für Freiheit und Heimat über ihr persönliches Liebesglück.

All das bedeutet eine Anerkennung der sittlichen, geistigen und gemüthlichen Eigenarten und Fähigkeiten der Türkin, die auch der Islam nicht ersticken kann — noch will, auch durch die Schleiermaske nicht, noch durch das Haremsgatter. Das ist die entscheidende Frage für die ganze Entwicklung. Die Frau der einfachen Schichten empfindet die Emanzipation vom Schleier zurzeit noch als etwas Religionsloses und — da für den gläubigen Türken Religion und Nation

sich nicht trennen lassen — auch als etwas Landesverräterisches. Das wollte so die bisherige Interpretation des Koran — durch Männer. Die „Jalousie“ des Haremsgatters, das die türkische Frau abschließt und versteckt, kommt von der Eifersucht des Mannes. Der „Domino“, der die türkische Frau einhüllt und zudeckt, ist — das sagt uns auch dieses Wort — Männermache, Herrenwerk, zum eigenen Schutze im Sinne des Wortes aus asiatischem Boden: „Wer seines Nächsten Weib ansieht, daß er ihrer begehre, der hat die Ehe gebrochen.“ Türkische Sprichwörter formulieren so: „Was das Auge weiß, macht das Herz heiß“, oder: „Der freie Anblick eines Weibes ist nur ein Haar breit entfernt vom fleischlichen Umgang“. Die Praxis des Korans will prophylaktisch wirken: sie will dadurch, daß sie den Anreiz zur Leidenschaft versteckt, die Leidenschaft selbst unterdrücken! — ganz so wie beim Alkoholverbot. „Das ist unsere soziale Fürsorge“ — sagte mir einmal ein türkischer Generalstabsoffizier und schwärmte mir dabei von seiner Frau vor.

Der Islam hat für die Frau auch schon andere Anerkennung und Wirkung gebracht: die hohe geistige Kultur der islamischen Frau, die im maurischen Spanien einst seltene Schönheit mit genialer Schaffenskraft verbunden hat, in den Persönlichkeiten von anerkannten Philosophinnen, Dichterinnen und Geschichtsforscherinnen. Dieser Islam hindert Frauenkultur nicht — so wenig wie das Christentum, das neben dem taceat mulier auch andere Seiten ent-

wickelt hat, und gerade in der Türkei die christlichen Armenierinnen und Albanefinnen so stark verschleiert wie ein Alttürke die von ihm durch Jahrhunderte wie eine Nonne verhüllte Türkin. Auch Moltke hat schon in seinen türkischen Briefen den Frauenvergleich in der Türkei zugunsten der Türkin und zuungunsten der Armenierin definiert: „Wenn wir die Wahrheit sagen wollen, so müssen wir gestehen, daß bei uns ein junges Mädchen von dem Brautstand in den Ehestand eine Stufe herabsteigt; denn die Vergötterung, mit welcher ihr gehuldigt wurde, kann unmöglich für die Dauer eines Lebens vorhalten. Im Orient wird die Frau durch die Ehe gehoben, und wenn sie auch dem Manne untertan bleibt, so herrscht sie doch in ihrer Wirtschaft über die Mägde und Dienstboten, die Söhne und Töchter. Ich will damit nur sagen, daß wir in der einen Richtung zu weit gehen, während nicht die Armenier, aber die Türken in der anderen Richtung noch viel weiter gehen.“

Trotzdem: das türkische Mädchen heiratet nicht; es wird geheiratet. Ein deutschfreundlicher Jungtürke zitierte mir dabei Goethes Bajadere: „Ist Gehorsam im Gemüte, wird nicht fern die Liebe sein.“

Mit der nationalen Revolution wird jetzt eine islamische Reformation Hand in Hand gehen müssen, d. h. eine Bestätigung der Tatsache durch den türkischen — diese Revolution ja mitbestimmenden — Priester, daß der Islam nur an seiner eigenen lauterer Quelle zu schöpfen braucht, um auch die Frau zu würdigen. Der arabische Urislam ist später erst

durch persischen Schlamm verschüttet worden — eben in der Frauenwertung. Der Islam darf nur sich selbst gerecht werden, um auch der türkischen Frau gerecht werden zu können.

Freilich: noch bewegt sich die Welt des Halbmonds in solchen Widersprüchen, daß die Frau in der Öffentlichkeit von ihrem eigenen Manne ignoriert wird, nicht begleitet wird, daß sie aber im Haremsheim mit einer Selbständigkeit waltet, die manchem europäischen Ehemann zuviel wäre. Oder: die türkischen Frauen dürfen wohl im Taksimgarten zu Tausenden sich vereinigen und für die türkische Flotte sammeln und sich in dieser Weise sogar politisch betätigen; aber die Abgeschlossenheit bleibt auch dabei bestehen.

Heute müssen selbst die Jungtürken noch altertümlicher sich gebärden als die Alttürken: auch die revolutionären Befreier bedrohen die Türkin, die auf der Straße so entschleiert sich zeigt, daß ihre Locken sichtbar sind, mit Verhaftung und Bestrafung. Das darf aber nur als ein Akt der Notwehr gewertet werden gegenüber den raffinierten Intrigen politischer Reaktionen, welche nichttürkische Dirnen in türkischer Frauenracht auf die Straßen schicken, wo ihr Benehmen beim gläubigen Volk anstoßen soll.

Die Entwicklung und das Ziel der türkischen Frau weist aber doch das Wort jenes jungtürkischen Revolutionsdramas, das im türkischen Theater lebhaft-lauten Beifall auslöst: „Die Zukunft einer Nation wird durch die Frauen geschaffen.“

Im Harem

Im Herbst 1912.

Wieder einmal bin ich in Konstantinopel — das sechstemal schon. Meine türkischen Freunde mehren sich, und sie werden vertraut . . . und selbst der verborgene und verbotene „Harem“ lüpfst langsam und leise mehr und mehr den Schleier seines Geheimnisses.

Ein Würdenträger der Hohen Pforte lädt mich zu Tisch in sein Landhaus — draußen am blauen Bosporus, wo dunkle, stumme Zypressen die grelle Glut der asiatischen Sonne dämpfen. Ich schreite durch den Schatten des gepflegten Parks — zwischen reichen Rosen und kräftigen Trauben und glänzenden Kürbissen . . . und nähere mich allmählich der stillen Villa. Ich sehe: sie ist in türkischem Stil gebaut — mit den Arabesken der heimischen Holzarchitektur, und sie beherbergt auch die vorspringenden und zugebauten Balkone, die durch das bergende Holzgatter als die Kaminen des Harems erkenntlich sind. Also verheiratet ist er — mein Gastfreund Ibrahim Bey! Da heißt es vorsichtig sein und Rücksicht üben: ich poche mit dem kupfernen Türklopper dreimal gegen die Pforte und drehe mich dann um — mit dem Rücken gegen die Tür. So will es die türkische Sitte — damit, wenn ein weibliches Wesen öffnet, dieses durch die Blicke eines männlichen Besuches nicht getroffen wird. Ich höre hinter mir auch wirklich eine weibliche Stimme . . . aber der Willkommgruß, den sie mir

bietet, wird in griechischen Lauten gesprochen: „Kalimera!“ Guten Tag! Also griechische Dienerinnen — wieder ein Beweis, daß eine türkische Frau im Hause herrscht.

Ich werde in einen Raum geführt: seidene Schals und bunte Teppiche, Damaszener Tischchen mit Perlmuttereinlagen, silbergetriebene Geräte und handgehämmerte Messingplatten, auch ein Koranschemel — all das verrät wohl den Orient. Aber Sofa und Sessel geben Kunde von europäischer „Kultur“ — nur daß das Sofa doch breiter und bequemer geraten ist, fast ein Divan, eine Ottomane geblieben ist.

Ibrahim Bey begrüßt mich — erst würdig, mit der Grandezza der dreifachen Handbewegung des Selam; dann herzlich, mit doppeltem Kuß auf die Wangen . . . Wetter und Politik — so beginnt auch hier die Unterhaltung. Nach der Familie zu fragen, wage ich nicht. Ich weiß, selbst der intime Freund ignoriert die Frau: er darf sie nicht kennen, geschweige sie nennen. Einmal habe ich mir durch die europäische Gewohnheit, nach dem Wohlergehen der Familie mich zu erkundigen, eine türkische Freundschaft verscherzt: in dem Augenblick, als ich mein Gegenüber ganz konventionell nach seiner Frau fragte, fühlte ich schon, wie er kühl und kühl wurde, fremd und fremder, ohne zu antworten — — eben hatte er mich noch in sein Haus gebeten — das war im Nu vergessen, und wir haben uns nie wiedergesehen. Was in Europa als Takt gilt, kann beim Türken als Taktlosigkeit wirken. Die Frau ist das Heiligste, das

Eigenste, das Geheimste — daran darf auch keine Frage, keine Teilnahme rühren.

Ich hüte mich also und hülle mich in ungewohnte Unhöflichkeit . . . da hebt sich ein Kelimvorhang und herein tritt in rauschender Seide eine Dame. „Hanum Effendim!“ Meine Frau! — Ibrahim stellt vor, und sie reicht die Hand und spricht . . . Türkisch, Französisch, Englisch, Deutsch, was ich wolle, alles in glattem Fluß. Madame war noch nie im Ausland; die Sprachen hat sie von den Gouvernanten der Kinder. Aus Paris ist die Robe mit mondänem Schlepp, in modernem Schick gearbeitet. Smaragde und Rubine funkeln, und Brillanten blitzen. Madame ist Türkin: sie sagt es selbst, und der ovale Schnitt des Gesichtes bestätigt das, auch der fahle, weiche Teint, und das bißchen Puder und Schminke drauf, und ebenso die Mandelform des vollen Auges und die geschwärzten breiten Brauen, und auch die Färbung des brünetten Haars durch Henna ins Rötliche . . .

Der Klang eines Gong ruft uns drei in einen anderen Raum . . . Aber den Arm zu bieten wage ich doch nicht. Wir sitzen zu Tisch, und griechische Dienerinnen servieren — lauter türkische Platten, Fische und Gemüse und gefüllte Früchte, und die Pilavmischung von Hammel und Reis. Aber auch Wein wird geschenkt — nicht nur Sekt, den der Muhammedaner trinken darf, weil ihn Muhammed noch nicht kannte und ihn sein Weinverbot darum nicht treffen konnte; nicht nur Mastix, jener Harzextrakt,

der durch Wasserzuguß milchig wird — nein, roter und weißer Wein, aus Kleinasien's großen, kernlosen Trauben gefeltert. Wir toasten und festen... und die Unterhaltung strömt durch die Gebiete der Politik und Literatur, der Geschichte und — auch der Gesellschaft, meist voll und auch wieder feicht, ganz wie bei uns . . . und schon beginne ich mich heimisch zu fühlen . . .

Fremder als diese freundlichen Menschen hierinnen sich geben, scheint draußen die südliche Natur: das blinkende Blau des wogenden Bosporus, mit den weißen Punkten geblähter Segel oder flatternder Möwen, und am anderen Ufer drüben die schirmenden Flächen breiter Pinien und die starren Ruinen byzantinischer Schlösser und sultanischer Türme, umrauscht und umrankt von den raunenden Rätzeln listiger Ränke und wilder Leidenschaften, von quälender Eifersucht und von jäher Mordlust . . .

Da — plötzlich ein Schrei: die Hausfrau duckt sich und versteckt ihr Gesicht hinter den bergenden Blumen und Früchten des Tafelauffsatzes. Der Hausherr ruft rasch... und die Dienerinnen stürzen zu der Balkontür, durch die der Blick zum Bosporus schweift, und schließen sie und ebenso die beiden Fenster und verdecken plötzlich durch Holzjalousien jeden Blick hinaus — und herein . . .

Denn ein Dampfer war draußen vorbeigefahren und hatte an der Haltestation des Ortes angelegt — etwa dreißig Meter von unserem Hause entfernt, doch so, daß neugierige Gesichter uns im Zimmer entdecken

und finden konnten — ohne uns persönlich zu erkennen, aber doch mit dem Eindruck: „Da sitzt der türkische Hausherr, ihn verrät der Fez — und da sitzt seine Hanum daneben, die Frau des Hauses — aber da sitzt noch ein anderer Mann, ohne Fez, also ein Fremder! — Wem gehört dieses Haus, dessen Frau sich so vor einem Fremdling entblößt und so Schande über sich und über unsere Sittlichkeit bringt? Ah, Ibrahim Bey? Wehe ihm, dem Verächter und Verräter unserer heiligen Religion!“ So konnten drüben auf dem fernen Dampfer einige Türken denken und klagen . . . und darum die plötzliche Aufregung und völlige Einschließung, deren Jalousien vor solch sittlicher „Eifersucht“ schützen sollen . . . Dieses „Schauspiel“ wiederholt sich während des Diners noch einige-mal . . .

Nach Tisch treten wir hinaus auf den offenen Balkon, dessen Tragbalken die Fluten des Bosporus bespülen, im melodiosen Rhythmus der Meereswellen, und wir atmen die frische Seebrise mit froher Brust und verbringen in behaglichen Rissen den wohligen Kjes, das türkische Dolcesarniente . . . Wir — das heißt: Ibrahim Bey und ich — die Hausfrau bleibt wieder drinnen, in den Winkel gebannt, in die Ecke zwischen Balkontüre und Wand, und durch den schmalen Spalt drängen sich die spärlichen Worte unseres Plauderns — ohne daß meine Blicke sich an dieses so verborgene Gegenüber richten dürfen, um dessen Anwesenheit nicht zu verraten. Denn schon lüpfen und schieben sich im nahen Nachbarhaus sachte und

106

heimlich die geschlossenen Stäbe des Holzgitters, und dahinter lugen und gucken gierige, aufpassende Augen, die kontrollieren wollen, ob mit dem Fremdling auch die Frau verkehrt . . .

Auch diese Idylle unseres so getrennten „Glückes im Winkel“ sollte uns nicht lange beschieden bleiben: plötzlich springt Ibrahim Bey auf und ruft rasch seiner Frau einige Worte zu — und sie erhebt sich eilig und flüchtet flugs und verschwindet im oberen Stockwerk . . . Unserem Balkon naht vom Bosporus her ein kleines Motorboot: ein türkischer Herr grüßt herauf und steigt, nachdem seine Yacht angelegt hat, zu uns herauf, um Ibrahim Bey einen Höflichkeitsbesuch abzustatten. Der neue Gast und unser Hausherr sind intim befreundet — sie küssen sich und duzen sich; und der neue Gast ist auch durchaus Jungtürke — mit Pariser Eleganz ausgestattet und den Berliner Jargon beherrschend, besser als ich Süddeutscher: sein Vater war Botschafter in Berlin, und er hat selbst jahrelang in der deutschen Zentrale studiert, ebenso in München — er kennt also die europäischen Sitten und ihren Sinn. Aber — die Frau seines türkischen Freundes darf er nicht sehen noch kennen; er darf auch nicht wissen, daß sie mit mir, dem Deutschen, gespeist hat.

„Bin ich etwa weniger „gefährlich“?“ — so frage ich scherzend Ibrahim Bey, als sein türkischer Freund in seinem Motorboot sich wieder entfernt hat und seine Frau wieder erscheinen darf in des Zimmers bergendem Hintergrund.

„Darum handelt es sich nicht,“ erwidert Ibrahim Bey, und er erklärt: „Sie sind Deutscher, und Sie lieben uns Türken, und Sie kennen unsere türkische Psyche. Sie achten meine Frau, wie Sie's in Deutschland gewohnt sind, Damen zu respektieren. Sie werden aber nie türkischen Freunden erzählen, daß Sie meine Frau kennen; diese könnte sonst darum — angesehen werden, kann ich nicht sagen — mißachtet, verachtet werden. Auch meiner eigenen männlichen Verwandtschaft muß die Frau sich entziehen; ich bin fünfzehn Jahre verheiratet und habe Brüder, die meine Frau noch nie gesehen haben. Und auch Sie hätte ich, trotzdem Sie ein deutscher Freund sind, heute nicht zu uns einladen können, wenn Sie immer in Konstantinopel wären! (Ich schaue ihn fragend an.) Nicht aus Vorsicht Ihnen gegenüber, sondern gerade aus Rücksicht auf Sie! (Ich schaue ihn noch mehr fragend an.) Um Sie nicht in die Gefahr zu bringen, zum Lügner zu werden! (Ich schaue ihn noch viel mehr fragend an.) Sehen Sie: wenn Sie immer in Konstantinopel wären, würden Sie eines Tages von irgendeinem türkischen Bekannten, der von unserer Freundschaft erfährt oder weiß, danach gefragt werden, ob Sie bei mir auch im Haus verkehren und — schließlich — ob Sie auch meine Frau kennen. Entweder sagen Sie wahrheitsgemäß ja und kompromittieren so die Ehre meiner Frau, oder Sie sagen rücksichtsvoll nein, und Sie werden aus Freundschaft zum Lügner! Weder das eine noch das andere könnte ich wollen.“

So plauderten wir weiter . . . und das erlebte Vertrauen läßt mich schließlich kühn werden: „Ob ich auch noch den Harem mit eigenen Augen anschauen dürfe?“ frage ich.

Ibrahim Bey lächelt, und Frau Fatme Hanum lacht; beide sehen sich an und nicken sich zu, und er sagt: „Ewet, Effendim!“ Gewiß! — und sie führt . . . und ich folge . . . durch zwei Zimmer hindurch, hinter einen Vorhangsteppich . . . in den gleichen Raum, in dem ich vor zwei Stunden empfangen worden bin — von dem ich vergessen habe zu sagen, daß viele Handarbeiten der Hausfrau ihn schmückten: Stickereien, Schnitzereien und Malereien. Dort sind einstweilen auch die Kinder eingetreten, drei Mädchen im Alter von zwölf, zehn und fünf Jahren: die machen ihren Knix und geben die Patschhand und antworten in deutscher Sprache. Und da halten die Eltern, und so bleiben wir: „Das ist unser Harem!“

Der „Harem“ des türkischen Bourgeois — ich habe seitdem Duzende solcher gleicher Erfahrungen gemacht — ist einfach der Salon der Dame, getrennt vom Selamlık, dem Raum der Herrengesellschaft, und für fremde Männer meist verschlossen. Der „Harem“ — das ist die Einehe, die Familie, das Heim.

„My harem is my castle“, so zitiert und variiert unsere Fatme Hanum das englische Wort vom sicheren, glücklichen Heimhort.

Und ich erinnere mich: Mahmud Mukhtar Pascha, der Minister, der Sohn des greisen Großwesirs, war in der April-Reaktion von den Meuchelmördern des

Sultans bedroht und verfolgt — schon pochen sie an die Pforte des Palastes — da tritt seine Gemahlin, eine ägyptische Prinzessin, heraus und versichert den Häschern, der General sei nicht daheim (er war bereits entkommen). Das glauben die Meuterer nicht; aber in den Harem, in die Abteilung der Frau, einzudringen, das mögen sie auch nicht, trotzdem die Prinzessin es ihnen erlaubt. Dort — im Harem — glauben sie den General verborgen: „Wir sind Muhammedaner,“ sagen sie, „und dürfen den Harem einer Gläubigen nicht betreten; aber wir werden das Palais mit Kanonen zusammenschießen! So erreichen wir unser Wild, ohne seine Freistatt zu entweihen und ohne gegen unsere Religion zu sündigen.“ So ziehen sie ab, kehren aber nicht wieder, weil inzwischen die Reaktion niedergeschlagen worden ist.

Auch der Sultan Abdul Hamid hat einmal, als er noch Thronfolger war und ein politisches Attentat seine Familie zu erreichen und zu töten suchte, seine letzte Zuflucht im Harem gefunden — unter dem Rock einer Frau. „My harem is my castle!“

... Ich verabschiede mich und wünsche: Auf Wiedersehen!

„Gewiß,“ sagt Ibrahim Bey, „ich werde nach Berlin kommen, im Winter zu einem Kongreß, im Auftrag der türkischen Regierung. Meine Frau möchte ich gerne mitnehmen, aber es reisen noch einige Kollegen aus dem Ministerium mit. Diese männliche Reisegesellschaft macht es meiner Frau ebenso unmöglich, sich anzuschließen, wie sich abzuschließen.“

Außerdem haben Sie nicht — wie wir in der Türkei — einen Harem im Eisenbahnwagen, im Bahnhof, im Dampfschiff, in der Tramway — überall eine durch Teppichvorhänge oder Holzjalousien abgetrennte und zugedeckte Frauenabteilung. So hindert die Praxis des Harems unsere Reisegesellschaft selbst für Europa! Also auf Wiedersehen — zwischen uns zweien!"

* * *

Wie ich vom Bosporus nach Konstantinopel zurückfuhr, benützte ich durchs europäische Pera hindurch die dortige Pferdebahn, einen offenen Wagen mit parallelen Sitzreihen hintereinander. In Gedanken setzte ich mich auf die vorderste Bank — auch weil sie ganz leer war, bezahlte mein Billett und bekam es auch. An einer Haltestelle stehen türkische Damen, deuten auf mich und sprechen mit dem Schaffner; der bittet mich, den Harem zu verlassen! Das war eben das vordere Abteil — er läßt einen vorher aufgerollten Vorhang herab — dann erst steigen die schwarzen Dominogestalten ein, in den so gesonderten und gesicherten Raum dieses Harems, und wagen es nun erst, hinter der sie so deckenden Jalousie des Harems die Maske ihres Dominos über den Kopf zurückzuschlagen — nur so lange aber, als nicht strafende Blicke türkischer Passanten sie wieder hinter den Domino zwingen, hinter diese Tracht des — wie der Name schon sagt — vom Manne geschaffenen Mantels.

Und doch liebt die orthodoxe Türkin die verhüllende und schützende Gewandung. Die strenge

Muhammedanerin gleicht darin der christlichen Dia-
konissin und der ethisch-fanatichen Frauenkleidrefor-
merin Deutschlands: äußerlich — in dem weiten,
bauschigen, ausgleichenden Havelock, der alle Körper-
formen negiert und neutralisiert, der keine Taille und
keinen Busen kennt; und innerlich — im Sinn und
Zweck solcher Geschlechtslosigkeit, die keinerlei Reize
zeigen soll und so keinerlei Leidenschaft erregen kann
— im Sinne des christlichen Wortes aus asiatischem
Boden: „Wer seines Nächsten Weib ansieht, daß er
ihrer begehre, der hat die Ehe gebrochen!“

Darum wird auch Fatme Hanum, die eben noch
in ihrem Harem mit der mondänen Pariser Mode
paradiert hat, sofort den beruhigenden Schutz der
türkischen Tracht des Feredsche und des Tscharschaf
vorziehen, sowie sie sich auf die Straße und in den
Basar begibt. Darum weigern sich aber auch viele
Türkinnen, sich nach Europa zu wagen.

„Sehen Sie,“ — so klagen mir viele der besten
Türken, meist Offiziere des Generalstabes — „ich soll
einige Jahre nach Deutschland abkommandiert wer-
den zur weiteren Ausbildung. Aber ich muß auf so
günstige Karriere verzichten, weil meine Frau nicht
— unanständig werden will — wie sie sagt! Meine
Frau ist Türkin, und ihr Schamgefühl kann der euro-
päischen Sitte sich nicht fügen: Gesicht und Hals jedem
Mann zu präsentieren oder gar sich zu dekolletieren
— von Augen angestarrt, von Gedanken betastet zu
werden; sie kann unseren Harem nicht mit eurem
Salon vertauschen. Ich sage ihr, sie dürfe die Leicht-

fertigkeit der Levantinerin nicht mit der Natürlichkeit der Europäerin verwechseln; aber sie weint und beschwört mich, ihr die Bloßstellung durch die europäische Mode nicht zuzumuten; ich solle allein nach Deutschland ziehen. Das kann ich nicht; dazu liebe ich meine Frau zu innig, und so muß ich auf Vortheile und Beförderung verzichten. Inschallah!"

* * *

Ich darf eine deutsche Frau besuchen, die an einen türkischen Pascha, an einen General, verheiratet ist: ich trete in ihren Harem-Salon und finde sie in türkischer Tracht, und der Diener, der mir die Thür öffnet, dreht ihr den Rücken zu — aus Rücksicht, aus Hochachtung, um sie durchs Ansehen nicht zu beleidigen, nicht zu entehren. Ein türkisches Kopfstuch — fleidsamer und koketter als ein europäischer Hut — verdeckt die Locken und das Haar; so fordert es der Koran für die keusche Gesinnung, ähnlich wie das auch der jüdische Talmud begründet.

„Ja, ich bin türkischer geworden als die Türkinnen“ — so fängt diese deutsche Landsmännin meinen fragenden Blick auf. „Ich bin keine Muhammedanerin geworden; das will niemand — und wenn ich's selbst wollte, würde mich der Kadi, dem ich mein Absicht melden müßte, zweimal heimschicken mit der Mahnung, mich nochmals ernstlich zu prüfen, ob ich wirklich die Religion meines Volkes verleugnen und den Glauben meines Mannes annehmen wolle. Der Islam missioniert nicht unter Christen und Juden;

er ist tolerant genug, diesen beiden Konfessionen auch ein Buch der Offenbarung und auch einen Propheten der Weisheit zuzuerkennen: Talmud und Bibel, Abraham und Christus haben Geltung, sie sind ja die geistigen Väter von Koran und Muhammed. Und wenn ich Sonntags in die christliche Kirche gehen will, geleitet mich der türkische Pascha dorthin, und er holt mich ab; so will es auch der Koran. Aber ich habe den Schleier der Türkin genommen, weil ich mich vor der Zudringlichkeit der Gasse und der Gesellschaft geborgener fühle in dieser Verborgenheit. Wissen Sie, was in dieser Woche auf dem Ball einer Gesandtschaft passiert ist? Ein junger türkischer Offizier wird durch den für ihn ungewohnten Anblick seiner dekolletierten Tänzerin, einer Gräfin aus Wien, dazu verführt, sie plötzlich auf Hals und Arme zu küssen! Darob großer Skandal! Der unglückliche Missetäter, der so rasch den Kopf verloren hatte, stammelt verwirrte Entschuldigungen und wird auch schließlich begnadet. Das ist unsere Mentalität . . .

. . . Und so wie ich halten's noch manche deutsche Frauen, die in den türkischen Harem geheiratet haben: die eine aus München, die andere aus Wien, eine dritte aus Stuttgart. Wir sind alle glücklich und wir erleben es täglich, daß die türkische Hausfrau mehr zu sagen hat als die deutsche Dame, und daß der türkische Ehemann mehr aufmerksam ist als der deutsche Herr, und daß unser Familienleben inniger ist als draußen. Wir verwirklichen die Goethesche Wahrheit, die Dorothea ihrem Hermann gesteht:

„Dienen lerne beizeiten das Weib nach ihrer Bestimmung; denn durch Dienen allein gelangt sie endlich zum Herrschen, zu der verdienten Gewalt, die doch ihr im Hause gebühret.“ In der Ruhe und Sammlung unseres Harems noch mehr als in der Hast und Zerstreuung eurer Welt!“ . . .

Ich weiß nicht: wirkt da nur das orientalische Milieu oder auch christlicher Atavismus? Geschichtlich liegt doch die Entwicklung wohl so: Das alte Arabertum schätzt und ehrt das Weib als gleichwertige Genossin des Kriegers, und ein altes Schlachtlid singt: „Am Tage des Kampfes schreckens reiten wir auf glatten Rossen . . . während in unsern Fußtapfen weiße Schöne stehen, die wir mit Sorgfalt davor behüten, daß sie als Beute verteilt oder schändlich behandelt werden, Frauen in Kamelsänften; Frauen, die mit Wohlgestalt Adels und Sittsamkeit verbinden, die beim Gehen lässig schreiten, sich wiegend . . . und die unsere Renner antreiben und sprechen: Ihr seid unsere Gatten nicht, wenn ihr uns nicht schirmt!“ So wie es mir heute auch Augenzeugen aus Tripolis berichten: daß dort arabische Amazonen kämpfen und kontrollieren, geachtet und gefürchtet sind. So hat es einst auch der arabische Feldherr und Prophet Muhammed gewußt und gewollt; und so hat z. B. auch die Tochter Abu Bekrs in den Kämpfen am Berge Kamel unter den vordersten Streitern gefochten. Aber Muhammed hat später von den christlichen Stämmen, die er unterworfen hat, auch das christliche Verbot des Nackten angenommen, die christliche Opposition gegen die

sündige Nacktheit der antiken Welt. Noch hindert der Koran trotzdem nicht die Rechte der muhammedanischen Frau, die zu Hunderten sich hervortut und sich betätigt: als Heerführerin und als Herrscherin, als Predigerin und als Universitätslehrerin in Religion und Recht, als Richterin und als Philosophin, als Dichterin und als „Herrin des Lichts“, wie die erste Frau Abu Bekrs genannt und gefeiert worden ist. Wieder hat ein nichtmuhammedanischer Einschlag die erniedrigende Defacence vollbracht: der byzantinische Einfluß des eroberten Konstantinopel, dieses verseuchten und verseuchenden Herdes von Wollust und Verderbnis. Heute noch besteht die Praxis christlicher Vermummung und muhammedanischer Nacktheit nebeneinander im Orient. Die Araberin in Tripolis ist schon genannt worden; aber auch die Kirgisin im strenggläubigen Buchara geht unverschleiert, und die Kurdin im anatolischen Hochland habe ich wiederholt photographieren dürfen, ebenso die muhammedanische Albanessin der freien Balkanberge. Aber das christliche Albanesenmädchen in der Stadt Skodra wackelt noch formloser durch die Straßen — eine vermummte Mumie — als je eine Türkin. Und auch die christliche Armenierin, der ich in der Einöde der Tauruspaßhöhe begegne, zieht ihr Kopftuch über das Gesicht und wendet das so verhüllte Haupt auf die andere Seite hinüber. Der katholische Albanese kann in seinem Harem mehrere Frauen vereinigen; ja, er muß es, wenn die Witwe seines Bruders noch keine Kinder hat. Und der katholische Albanese, der mit seinem

Freund einige Tropfen Blut getauscht und getrunken hat, kann auch dessen Ehefrau genießen, ohne der Blutrache zu verfallen: Blutsfreunde stehen unter dem Schutz des heiligen Johannes! Aber Moltke hat heute noch recht mit seiner Beobachtung: „Ein muhammedanisches Mädchen, das sich einem Christen ergibt, wird ohne Gnade ersäuft und der Christ gehenkt.“ Es braucht nicht gleich und nicht immer der Galgen zu sein; ein Dolch genügt auch. Vor solcher Strenge schützt den Fremden auch kein Ausnahmegesetz; vor solcher Rache kapitulieren auch die Privilegien der „Kapitulationen“, der Sonderbestimmungen für die Angehörigen der Großmächte . . . Wehe dem Wahlfälligen! . . .

Die paar Male, die ich mit türkischen Mädchen und Frauen zusammen sein durfte — draußen auf dem zwangloseren Land oder in der landfernen Segeljacht —, da habe ich auf Befehl des Familienvaters den türkischen Fez tragen und einen nahen Verwandten markieren müssen — aus Vorsicht für mich und aus Rücksicht auf die Türkinnen . . .

* * *

In einem Harem habe ich einmal auch mehrere Frauen gefunden; vier waren es. Nicht in einem „Harem“, in den der listige Fremdenführer neugierige Reisende lockt und in dem griechische oder armenische Tänzerinnen sich als Türkinnen maskieren. Nein: in einem echten Harem — und darum waren die vier Frauen nur die — Großmutter, Mutter und zwei

Töchter, eine davon auch verheiratet, die andere noch ledig. Die Tochter, die heiratet, geht nämlich nicht aus dem elterlichen Haus, sondern ihr Mann zieht in die schwiegerelterliche Familie hinein. So entsteht dann die Männerabteilung, der Selamlif, das gemeinsame Männergemach, und auf der anderen Seite der Haremlik, die gemeinsame Frauenkemenate. Die Großmutter kommandiert und dominiert: niemand von uns hat sich zu Tisch gesetzt oder sich erhoben, ehe sie nicht zuerst das vorgemacht hat, am Präsidium der Tafel. Die ganze rührende Aufmerksamkeit, mit der die Familie sie verehrt, erinnert an die germanische Mutterwürde — oder auch an die französische Huldbigung in alter, aristokratischer Schloßkultur. „Und ehret die Mütter!“ — so mahnt immer wieder Muhammed im Koran.

Diese Kiaia Kadineh war eine ganze Alttürkin: beim Kaffee im Harem kauerte sie auf dem Divan mit untergeschlagenen Beinen — bedeckt von dem weiten Überwurf aus weißer Seide. Eine große Hornbrille paßte ganz gut in das kluge Gesicht der frommen Koranleserin: als die Kometenfurcht und die Weltuntergangsangst in Konstantinopel das „christliche“ Levantinertum vor der kritischen Nacht zu den tollsten Orgien des vermeintlich letzten Tages veranlaßte, da betete sie in unerschütterlicher Gottergebenheit zu ihrem Allah: „Herr, wie du willst, so schick's mit mir, im Leben und im Sterben! . . . Dein Will' der ist der beste . . . Mein Leib und Seel' befehl' ich dir; o Herr, ein selig End' gib mir!“ . . .

Auch in diesem vier Frauen beherbergenden Harem herrscht die Einehe, und diese ist tatsächlich die weit- aus überwiegende Praxis — aus dem Verantwort- lichkeitsgefühl der wirtschaftlichen Last (der Mann müßte für jede Frau einen eigenen, getrennten Haus- halt einrichten) und der sexuellen Pflicht (seine Ver- säumnis könnte ein Scheidungsgrund sein).

Die Scheidungsgründe für die Frau formuliert die Prinzessin Hairié Ben Miad also: „Wenn der Mann die Frau ohne Nahrung läßt, seine ehelichen Pflichten versäumt, aus dem Munde riecht, die Religion ver- spottet oder sie von den Pflichten einer ehrbaren Frau abbringen will.“

Die Scheidung des Mannes ist leichter, aber auch wieder erschwert durch die Pflicht der sofortigen Rück- gabe des Heiratsgutes und der vollkommenen Ver- sorgung der alleinstehenden Frau. So gesteht mir ein türkischer Freund, daß er sich von seiner Frau getrennt hat: „Wir sind verheiratet worden, ich neun- zehnjährig, sie siebzehnjährig. Wir sind zweiundzwanzig Jahre zusammengewesen — je mehr ich reiste, desto weniger mit der Möglichkeit einer geistigen Gemein- schaft, weil sie ganz und gar zurückblieb. Ich habe seit einigen Jahren schon eine solche Gemeinschaft mit einer anderen Frau. Es ist für mich Bedürfnis, Klarheit zu haben: ich rufe meine jetzt erwachsenen und selbst verheirateten Töchter zu einem Familienrat zusammen und lege ihnen die ganze Entwicklung dar; billigen sie meine Entschließung, so werde ich meiner alten Frau Villa und Dienerschaft und Unterhalt

lassen und mir einen neuen Harem, einen neuen Haushalt gründen. Und allen ist so redlich und ehrlich geholfen!" Und so geschah es jetzt auch.

* * *

Der das sagte und tat, der forderte von der Frau die Erfüllung folgenden Koranwortes: „Das Forschen nach Erkenntnis ist eine Pflicht für jeden Moslem, Mann wie Frau.“

Wohl mag manchen Harem die dumpfe Luft vegetativer Stumpf sinnigkeit bedrücken und verfinstern — so sicher wie gar manche Hütte und gar manches Haus auch in Europas Freiheit; aber so vielfach gedeiht auch die entzückende Blüte feiner Gemüts- und Geisteskultur, wie ich sie bei allen Türkinnen gefunden habe, die ich habe kennen lernen können. Ja — bei den gleichen Voraussetzungen einer geistigen Anregung durch den Beruf und den Willen des Mannes kann eine türkische Dame in ihrer ruhigen Abgeschlossenheit mehr an innerlicher Geschlossenheit und Einheitlichkeit gewinnen als manche Großstädterin, die durch die allzusehr zerrenden Ansprüche des Alltags in der Öffentlichkeit verbraucht wird. Von der Berufsgefahr gar nicht zu reden: im großen und kleinen und größten Basar, im türkischen Wertheim oder Liez des Konstantinopeler Warenlabyrinthes gibt es nicht eine einzige türkische Verkäuferin, überhaupt keinerlei weibliche Bedienung oder Betätigung. Vor solcher Männerpflicht soll der Harem die Frau bewahren.

Einer meiner türkischen Freunde ist Schriftsteller; wenn ich eine literarische Arbeit von ihm sehr gut finde, so sagt er: „Das Beste darin verdanke ich meiner Mutter; ich veröffentliche nichts, an dem sie nicht teil hat: sie ist klüger und weiser als ich.“

Wenn mir ein anderer Freund von den Verfolgungen des sultanischen Despotismus, von den Sorgen der jungtürkischen Verschwörung und von den Gefahren der vorzubereitenden Revolution erzählt, so pflegt er zu schließen: „Daß ich nicht zusammengebrochen bin, das verdanke ich meiner Schwester, die mich immer wieder aufgerichtet und meine Kraft fürs Vaterland gestärkt hat.“

Wie die verfassungstreuen Truppen unter des Generalissimus Mahmud Schewkets Kommando Konstantinopel einnehmen und die Konstitution retten, da wird das siegreiche Heer begeistert und gesegnet durch einen „Gruß Sultan Osmans an das dritte Korps“, den eine türkische Dichterin, Halide Hanum, vom stillen Bergsee des Olympos der anmarschierenden Armee entbietet in der schönen Sprache eines glühenden Patriotismus.

Ein Frauenmeeting füllt eines Tags den großen Takfingarten auf der perotischen Höhe von Konstantinopel. Kein einziger Mann hat Zutritt; nur Frauen strömen hinein, vornehme und ärmliche, im Wagen und zu Fuß. Was aber alle einigt, ist der nationale Wille, daß das Vaterland eine Flotte haben soll. Und so tragen sie zusammen, was sie haben: Gold und Kupfer, Silber und Edelstein. Yaschassyn vatan! Es lebe das Vaterland!

Nochmals wiederholt sich solcher Opfermut: als der Krieg um Tripolis ausbricht und der Rote Halbmond Hilfe und Mittel braucht für die Verwundeten und Leidenden in der Ferne. Auch ohne Frauenverein findet sich im Nu und einmütig solche Frauenmacht zusammen — aus dem Harem heraus.

* * *

Ich bin zu einer türkischen Hochzeit eingeladen. Deutsche Freunde glauben mir solche Ausnahme nur widerwillig, und ich selbst kann nicht einmal teilnehmen, da mein Schiff gerade einen Tag vor dem Fest die Türkei verläßt. Ich bin vorher noch mit dem Brautvater, dem Bräutigam und der Braut zusammen. Die Braut habe ich vor einigen Jahren kennen gelernt: da sind wir — sie und der Vater und ich — durchs Mittelmeer eine Woche lang zusammen gefahren und haben uns befreundet. Das Mädchen ist eine echte Türkin: wie ich sie eines Tags photographieren will, wehrt sie und sagt: „Sie wissen, ich bin Türkin; fragen Sie meinen Vater!“ Sie hat damals zum ersten und einzigen Mal den Orient verlassen, und sie ist heimgekehrt mit dem Gelöbniß, sie werde sich nie verheiraten *alla turca*, d. h. sie werde sich nie verhandeln lassen an einen Mann, den sie nie gesehen hat, sondern nur *alla franca*, auf Grund vorheriger persönlicher Bekanntschaft. Das ist sehr schwer; aber es ist doch so gekommen — langsam zwar.

Ein Unglück hat dieses Glück gemacht: eine Krankheit ruft einen türkischen Arzt ins Haus und die

beiden jungen Leute finden sich in gemeinsamer Pflege, lernen sich kennen und lieben. Schon das ist ein Fortschritt und eine Reform; und noch eine die: daß der Vater, der in der Zeitung die Vermählung anzeigt, den Namen seiner Tochter mitteilt — statt, wie es bisher Sitte war, nur zu sagen: „eine Tochter“. Aber die Hochzeitsfeier selbst bleibt noch türkisch: beide Teile sind getrennt — die Braut mit und bei den weiblichen Gästen im Haremlik, der Bräutigam mit und bei den männlichen Gästen im Selamlık, im Herrenraum.

* * *

Langsam, ganz langsam ändern sich die türkischen Sitten und befreien sich — nicht vom Koran, sondern nur von der Tradition. Prinzessin Hârié Ben Miad sagt mit Recht: „Der Islam in seinem eigentlichen Sinne bietet der Frau Rechte und Vorrechte, die der anspruchsvollsten Europäerin genügen würden.“ Und ein deutscher Forscher bestätigt es: „Man kann ohne Übertreibung sagen, daß die Frauenwelt des Islam viele Rechte besaß und grundsätzlich noch heute besitzt, um welche die Führerinnen der Frauenemanzipation im Westen gegenwärtig erfolglos kämpfen.“

Darum braucht der türkische Harem gar nicht nach Europa zu schielen. Die Türkin kann in bewußtem Selbstgefühl „die Kraft und Tugend, die der türkischen Rasse eigen sind“, bewahren, pflegen und vertiefen. Je weniger der türkische Harem Europa nachahmen und kopieren will, je mehr er sich auf dem

sicheren Grund des Urislam ausbaut, desto natürlicher und sicherer wird alle Neuerung verankert sein. Solche Neuerungen will und braucht die fortschrittliche Türkei: was bisher der Vorzug nur einer geistig lebendigen Schicht sein konnte, soll dem ganzen Volk bis in seine Tiefen zugute kommen. Schon schließt drüben am kleinasiatischen Ufer des Bosporus sich das Dach über einer türkischen Mädchenschule, die der bisherige Kammerpräsident und seine Schwester Selma Hanum geschaffen haben; und schon mehren sich die türkischen Mädchen, die in Konstantinopel die deutsche Schule besuchen.

Als ich eine türkische Studienkommission durch Deutschland zu führen gehabt habe, habe ich in meiner Wohnung einem kleineren Kreis deutsche Häuslichkeit und weibliche Geselligkeit bieten können.

Da erhebt sich plötzlich einer meiner türkischen Freunde, ein Priester, durch den grünen Turban als Nachkomme des Propheten ausgezeichnet, zugleich Deputierter; er hatte während der bisherigen drei Wochen der Reise noch nie geredet und — rechtgläubig wie er ist — auch nie einen Tropfen Alkohol angenommen in keinerlei Form bei keinem der zahlreichen, verführerischen Bankette — der erhebt sich jetzt und redet: er müsse beichten! Vor dieser Reise habe er nie gut vom Okzident gedacht; langsam habe er aber jetzt ein Vor- und Falschurteil ums andere aufgegeben, seit er deutsche Zivilisation und Kultur erkenne, und er gestehe als Muhammedaner, wenn das Paradies in dieser Welt zu suchen sei, so sei es in Deutschland

zu finden. Einen einzigen Vorbehalt habe er sich immer noch freigelassen: daß die türkische Frau doch edler sein müsse als die durch die Öffentlichkeit entwürdigte Europäerin. Heute, wo er seit Stunden in kluger und schöner Frauen Gesellschaft sich glücklich fühle, müsse er auch auf diesen seinen orientalischen Wahn verzichten. Und er verspreche — als Priester und als Parlamentarier — daheim von nun an dafür wirken zu wollen, was auch das jungtürkische Revolutionsdrama einmal ausspreche: „Die Frauen einer Nation sind der Maßstab für den Grad ihrer Gesittung.“

Die April-Reaktion 1909

Die alttürkische April-Reaktion ist der jungtürkischen Juli-Revolution gefolgt; sie hat ihr folgen müssen. Jener Herbst (1908) hat schon die Keime gelegt, die in diesem Frühjahr (1909) naturgemäß aufgegangen sind.

Die beinahe dreißigjährige Despotie des Sultans Abdul Hamid hat sich nicht mehr daran gewöhnen können, seine Autokratie in die Ketten der Kontrolle zu legen, die ihm die neue Konstitution und das jungtürkische Komitee gebracht haben. Diese spezifischen „Jungtürken“, die Politiker des „Komitees Einheit und Fortschritt“, haben mehr und mehr alle Macht in ihrem Komitee konzentriert; die revolutionären „Militärtürken“ sind nach dem Erfolg ihrer Verfassungsforderung meist wieder in Reih und Glied der Armee

zurückgetreten. Diese jungtürkischen Berufssoldaten haben die weitere Arbeit den Berufspolitikern des jungtürkischen Komitees überlassen.

Und diese Jungtürken haben es dem alten Sultan leicht gemacht, sie hassen zu müssen und sie beseitigen zu wollen. Man erinnere sich: diese „Jungtürken“ im engeren Sinne sind bis in den vorigen Sommer hinein die politisch-persönlichen Gegner des Sultans Abdul Hamid gewesen, meist auch Opfer des Hamidschen Systems, Verbannte oder Flüchtlinge in Paris und London, in ihren letzten Tendenzen republikanisierende Ideologen. Diese Jungtürken hassen und verachten im Innersten den Sultan, dem sie eine Liste von einer halben Million Menschenleichen und Massakeropfer nachrechnen und nachtragen und dessen Verfassungstreue sie mißtrauen. Diese französischen Jungtürken gehen darauf aus, den Sultan zu diskreditieren, seine Autorität mehr und mehr zu schwächen, auch öffentlich, auch mit der undiplomatischen Taktik einer provozierenden Brüstung. Die Revolutionsversammlungen des Juli hatten noch in ein „Padi-schahim tschok jascha!“ (Lang lebe der Sultan!) ausgeklungen; dafür ist mehr und mehr „Jaschassyn huriet müsawat uchuwet!“ (Hoch Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit!) aufgekomen. Die Karikaturen der Presse schonen den Sultan nicht mehr, sondern verunglimpfen ihn als Haremsgreis und dergleichen.

Der Sultan aber ist Kalif: Stellvertreter des Propheten; er hat monarchische wie hierarchische Attribute. Und das muhammedanische Volk ist fromm und

gläubig. Jene Pariser Art von Jungtürken hat es aber diesem Volke schwer gemacht, ihrem Regime zu vertrauen. Jene Jungtürken haben Paris nach Konstantinopel bringen wollen: unverschleierte, freie Frauen oder foranwidrigen Alkoholgenuß. Und vom Kammerpräsidenten hat es gar geheißten: er habe geschworen, bald mit dem Zylinderhut auf dem Kopfe über die Galatabrücke zu gehen. Dem fremdländischen Hute will aber ein Volk, dessen Vorurteil im Fez ein national-türkisches Symbol erblickt, keine Reverenz erweisen. Halbweltgebaren und demonstrative Verleugnung und Verletzung alles dessen, was der muhammedanischen Volkskultur eigen und heilig ist, und Betonung einer europäischen Zivilisation à la Paris — all das hat eine Volksstimmung aufgebracht, an die der intrigante und rachelüsterne Sultan anknüpfen konnte.

Die Ignoranz und die Instinkte niederer Kleriker, der Softas und der Godschas, deren faulenzzerische Bequemlichkeit durch die geistigen Ansprüche der jungtürkischen Regierung gestört wird; die Unzufriedenheit allzu rasch entlassener Beamten und die sprichwörtliche Korruption der Residenzsoldateska — all das förderte den verzweifelten Versuch des Sultans, das jungtürkische Regiment wieder zu brechen, durch Bestechung und Verrat, durch Morden und Massakrieren.

Die Juli-Revolution sollte in der April-Reaktion ihre Bluttaufe und ihre Bestätigung erhalten, und die Tyrannis dieses Sultans sollte so erst endgültig gebrochen werden. Wohl verschwinden zunächst wieder

die „Jungtürken“: sie flüchten und verstecken sich, im Domino der Frauenmaske oder hinter dem bergenden Haremsverschluß. Aber der Sultan hat in seiner früher freiwilligen und jetzt gewaltsamen Isoliertheit seine Rechnung ohne die leitenden Militärtürken gemacht. Diese Militärtürken übernehmen zum zweitenmal die Führung des Vaterlandes und die Rettung der Verfassung: durch den im Juli schon angedrohten und jetzt im April ausgeführten Marsch der Armeekorps gegen Konstantinopel und durch die kriegsmäßige Eroberung der Residenz wie des Zildiz-Kiosk. Das Geschick des Sultans selbst erfüllt sich, wie ich es mitten in der Juli-Revolution schon formuliert habe:

Das kaiserlich-päpstliche Kalifat bleibt bestehen; ob dieser Sultan bleibt oder ob sein Bruder Reschad ihm folgt, hängt vom Willen des national-monarchischen Konstitutionskomitees ab, und dieser Wille regelt sich — in aller Legalität, durch ein Fetwa — nach der konstitutionellen Aufrichtigkeit und Fähigkeit dieses Sultans.

Ein solches Fetwa des Scheich ul Islam erklärt jetzt in aller Form den Sultan Abdul Hamid für wortbrüchig und für herrschaftsunwürdig und begründet seine Absetzung und Verbannung nach Saloniki.

Der Träger dieses entscheidenden Triumphes der neuen Türkei ist kein „Jungtürke“ im Sinne der Komiteemitgliedschaft, sondern ein jungtürkischer Militärtürke: der Generalissimus Mahmud Schewket Pascha — er war und ist nicht Mitglied des Komitees Einheit und Fortschritt und hat allen Offizieren solche Mit-

gliedschaft auch verboten. Diese Tatsache und diese Persönlichkeit verbürgt jetzt auch die vorsichtig-fluge Berücksichtigung des muhammedanischen Volksempfindens. Wiederum vereinigt sich mit den Militärs — wie im Juli — die islamische Gesellschaft der gebildeten Geistlichkeit, der Ulema. Diese Priesterschaft deduziert und propagandiert dem Koran gemäß: „Tut der Kalif seine Pflicht, so sind wir ihm Gehorsam schuldig, tut er sie nicht, so setzen wir ihn ab“; und sie begründet und heiligt das Verfassungswerk wiederum durch die Koransure: „Die Angelegenheiten des Reiches sollen Gegenstand der Beratung zwischen Kalif und Volk sein.“ So scheitert der letzte Versuch des Abdul Hamidschen Terrorismus an der zuverlässigen Verfassungstreue der militärischen Macht und der leitenden Geistlichkeit; so zerschellt an diesem Rocher de bronze der Putsch einer von niederen Klerikern aus egoistischen Motiven mißleiteten und durch das sultanische Geschenkssystem mit Berechnung verdorbenen Palastsoldateska.

Die Volksmasse fügt sich der Militärmacht und läßt sich führen durch die Geistlichkeit. Der reaktionäre Vorwurf gegen die fortschrittliche Verfassung, sie widerspreche dem Scheriat, d. h. dem Kodex oder dem Usus des heiligen muhammedanischen Gesetzes, wird ex cathedra widerlegt; und die Scheriatschi (die Anhänger des heiligen Gesetzes) und die Hurietschi (die Freunde der Verfassungsfreiheit) finden sich und versöhnen sich auf der gemeinsamen Grundlage der neuen Türkei.

Mit dem alten Sultan Abdul Hamid ist die alte Türkei verschwunden: „Alttürken“ gibt es keine; alle sind sie Jungtürken, in dem weiteren Sinne der Anerkennung des neugeschaffenen Verfassungsstaates. Die Komitee-Jungtürken haben aus der April-Reaktion gelernt, daß die jahrhundert schwere Entwicklung und Gefittung eines muhamedanischen Volkes nicht in wenigen Wochen sich in die Boulevardallüren von Paris umbiegen läßt. Und das ist gut so. „Il faut être conservateur et révolutionnaire en même temps“ — so sagte zu mir ein kommandierender General ganz klug und ganz richtig. An die Stelle von allzu raschen parlamentarischen Zivildiktatoren ist die starke, überlegte und überlegene Militärdiktatur getreten, die mit Bewußtsein und mit Vorbedacht die muhamedanische Eigen- und Innenkultur, ja auch ihren Gewohnheitsausdruck, pflegt und sie mit europäischer Technik erneuert.

Die militärtürkische Leitung achtet auch darauf, daß die Autorität des Kalifen anerkannt und geachtet wird. Ein Beispiel nur: Der Fastenmonat Ramazan endigt mit der Handfußzeremonie, bei der die Parlamentarier die vom Sultan gehaltene Schärpe zu küssen haben; das ist alter islamischer Brauch. Nun sind die jungtürkischen Abgeordneten übereingekommen, dem neuen Sultan diese Formalität zu verweigern, trotz dem Gebot des Ministerrats. Darauf hat der Kommandeur des ersten Armeekorps an den „Tanin“-Chefredakteur Hussein Djahid Bey, die einflußreichste Persönlichkeit im jungtürkischen Komitee, einen Brief

geschrieben, der charakteristisch genug ist, um an dieser Stelle wiedergegeben zu werden:

Sowohl der Kammerpräsident Ahmed Riza Bey als auch die dem Empfang beizwohnenden Abgeordneten haben eine durch alten islamischen Brauch dem Kalifen und Padischah gegenüber geheiligte Form der Ehrenbezeugung nicht ausgeführt und haben diese Form eigenmächtig geändert. Ob sie hierfür zu loben oder zu tadeln sind, ist eine Frage, deren Beurteilung Sache des gesamten Volkes ist, welches sie zu Abgeordneten gewählt hat. Nur könnte man kritische Betrachtungen darüber anstellen, ob der Eifer, mit dem sich die geehrten Abgeordneten an jenem Abend des vorjährigen Fastenmonats, als sie zum Jftar ins Zildizschloß geladen waren, dazu drängten, dem früheren Herrscher, Sultan Abdul Hamid, die Hand und den Saum seines Kleides zu küssen, nur einer temporären Klugheit oder einer aufrichtigen Ergebenheit entsprungen war, und ob es nicht löblich ist, die Schärpe eines konstitutionellen Padischahs zu küssen, der seit seiner Thronbesteigung nicht müde wurde, allen, die er empfing, zu sagen: „Wir wollen Hand in Hand uns dem Glück und der Wohlfahrt unseres Landes widmen.“ Meine Absicht ist es nicht, das Küssen der Hand, des Kleidersaums, der Schärpe zu diskutieren. Ich will nur hervorheben, wie wenig die im Recht sind, welche die Minister und alle, welche dem Empfang beiwohnten und die Schärpe küßten, verachteten. Als Sie noch in den Kinderschuhen steckten und in den Ferien die Genüsse Pera's kosteten und in Lust und Vergnügen schwelgten, da hat die Mehrzahl derer, welche Sie heute mit Ihrer Feder beschimpfen möchten, und unter denen sich Generale, Kommandeure und Offiziere befinden, in den Garnisonen an der Grenze für die Rettung und Verteidigung des Landes gearbeitet und von allem entblößt, den Unbilden des Wetters preisgegeben, in Armut und Lebensgefahr die Zeit zugebracht. Und während jene in den Botschaften, in die sie sich bei den Ereignissen des 13. April

(während der Reaktion) geflüchtet hatten, der Ruhe pfl egten, ging wiederum der größte Teil der Leute, auf welche Sie jetzt verächtlich blicken, unter Lebensgefahr mitten unter die ungehorsamen aufrührerischen Soldaten, ging von einer Kaserne zur anderen, suchte die Erregung zu beruhigen und die Stadt vor Plünderung und Massakers zu bewahren. Hussein Djahid Bey soll sich merken, daß ich den von der Allgemeinheit zur Ehrung des Kalifen und Padischahs angenommenen Schärpenkuß als eine Pflicht auffasse und daß ich diesem Brauch Rechnung trage, solange er nicht abgeschafft ist. Denn in jedem Volke, in jeder Nation herrscht von alters her überkommene Sitte und Brauch wie ein Gesetz. Wenn Sie Ihr Schreiben und Kritisieren nicht auf eine Spaltung, sondern auf die uns so nötige Einheit, nicht auf Beleidigung, sondern auf Vermehrung der Ehre und Würde richten wollten, so würden Sie einen größeren Dienst leisten.

Dieses Schreiben bestätigt auch den von mir immer angedeuteten Gegensatz zwischen dem jungtürkischen Komitee und der Militärpartei. Die Reibungen werden fort dauern, und sie setzen sich auch in die Regierung hinein fort. Das jungtürkische Komitee hat die Kammermehrheit und hat einige Ministerposten: ihr intelligentester Führer ist der junge Finanzminister Dschawid Bey, ein früherer Lehrer in Saloniki, dem Zentrum des Komitees, ein Israelit von Rasse und ein Muhammedaner von Konfession, ein sogenannter Dönme, d. h. ein Nachkomme der aus dem fanatischen Spanien im Mittelalter vertriebenen und nach der toleranten Türkei eingewanderten Israeliten, die später zum Islam übergetreten sind. Die Militärpartei verkörpert sich im Generalissimus und Militärdiktator Mahmud Schemket Pascha, einem Araber von Geburt, der in der

preußischen Armee ausgebildet worden ist und den sein Freund General von der Goltz einmal mit den Worten gekennzeichnet hat: „Es ist der Mann mit dem klarsten Kopf und dem weitesten Blick, den ich in der Türkei kennen gelernt habe.“ Mahmud Schewkets Charakter, Kraft und Energie anerkennen alle Parteien des Parlaments, einschließlich der Komiteeorganisation.

Alles in allem genommen: Die April-Revolte bedeutet die Probe aufs Exempel der Juli-Revolution: sie stellt die geistigen Qualitäten und die ethisch-idealen Kräfte der jungen Türkei über jeden Zweifel.

Armenische Massakers

Adana, im Frühsommer 1909.

Athen, Saloniki und Konstantinopel, Kreta, Rhodos und Cypern — in solcher Richtung hat das Mittelmeer sich uns wieder gerundet, und jetzt soll unsere Wanderung vom syrischen Küstenwinkel aus landeinwärts gehen, in der Diagonale quer durchs kleinasiatische Viereck, wieder zum Goldenen Horn hin.

In und um Adana haben eben erst 20 000 Armenier das Leben lassen müssen — unter den zerstückelnden und verstümmelnden Streichen kurdischer Mordbrenner und Raubplünderer: gleich Hekatomben liegen hohe Leichenhaufen in den vom Feuer verzehrten Straßen, und massenweise schwemmt der Seihunfluß hastig gesammelte Kadaver ins Meer hinab, dessen Wellen die

Opfer kurdischer Blutlust bis gen Cypern ziehen, zum willkommenen Fraß für lüsterne Haiische.

Wer von Mersina aus die Fahrt durch die cilicische Ebene unternimmt, dem zeigen sich die ersten Zeugen dieser Massakers in der Paulusstadt Tarsus: dort kampieren noch armenische Witwen und Waisen im Zeltlager bei der amerikanischen Missionsstation, und nahe dabei deuten brandgeschwärzte Trümmer die Stätte an, da die zerstörende Feuerlohe gewüthet hat.

Hinter Tarsus mehren sich dann von Farm zu Farm die leeren und öden Ruinen, die in die staunende Sonne starren, da, wo sonst fleißige Hände die Scheunen mit Getreide und Baumwolle gefüllt haben: so stellten sich einst auch in Deutsch-Südwestafrika die Reste der Hererobarbarei dar.

Und dann endlich Adana selbst: ein größeres Pompeji — oder auch ein kleineres Messina — das ist der erste Vergleichseindruck von den Trümmern dieser todstillen, leichenstinkenden SteinStadt, in die das große und reiche Armenierquartier mit all seinen mehrstöckigen und massiven Häusern, Schulgebäuden und Kirchenmonumenten jetzt verwandelt, verschüttet worden ist, durch Feuersbrunst von Menschenhand.

Der Nasgeier sättigt seine Gier, wo kurdische Grausamkeit geschwelgt hat, gräßlicher als alle Phantasie es fassen mag, selbst wenn sie die wilden Greuel skalprierender Indianer zusammenfaßt. Da sind armenische Männer ans Kreuz geschlagen und ihre Fleischstücke Hunden vorgeworfen worden; da ist eine armenische Frau unter den Augen ihres an einen

Pfahl gefesselten Mannes von zwanzig Wüßlingen vergewaltigt und schließlich ihr Mann vor ihren Augen verstümmelt und niedergestochen worden. Da haben plündernde Kurden auf brennende Kirchen, in denen flüchtiges Volk sich zusammengedrängt hat, mit petroleumgefüllten Schläuchen gespritzt.

Aber das jungtürkische Kriegsgericht ist gekommen und hat zugegriffen und hat muhammedanische Kurden, die sich an christlichen Armeniern vergangen hatten, an den schimpflichen Galgen gehängt. Dieses Armeniermassaker von Adana, das vom 13. April ausgegangen ist, stellt die entscheidende Krisis dar, in der das armenische Problem noch einmal von der alttürkischen Gewalt angefaßt worden ist — zum letztenmal, und in der die jungtürkische Gerechtigkeit sich durchgesetzt hat — zum erstenmal.

* * *

Es ist eine mehr als zweieinhalbtausendjährige Geschichte, welche die Armenier erlebt haben, zuerst als indogermanisches Eroberervolk, das um den Ararat sich mit den chaldäischen Landbewohnern mischt; später als starke und stolze Einheit von Großarmenien, als ein Herrenvolk mit kriegerischen und siegreichen Königen; aber auch als zerschlagene Reste, in Knechtschaft unterworfen und unterwürfig, fast jedes Jahrhundert neu niedergetreten und wieder verheert durch eine andere Völkerwanderung, die über das armenische Hochplateau hinweggefegt ist, über jene Brücke zwischen Vorder- und Hinterasien, jenes Zentrum, das die armenischen

Geographen als die Mitte der Welt bezeichnen, zwischen dem Schwarzen und dem Kaspischen Meer, zwischen dem Kaukasus- und dem Taurusgebirge, dort, wo heute noch der armenische Kern sitzt, unter türkischer, russischer und persischer Herrschaft, zusammen etwa mehr als zwei Millionen Menschen (eine Million in Türkisch-Asien, eine halbe Million in der europäischen Türkei, eine halbe Million in Rußland und 100 000 in Persien), dazu Trümmer in der Diaspora bis nach Ägyptisch-Afrika hinüber und bis nach Europa herein in Ungarn und Galizien. Und das alles — Kern und Schale — zusammengehalten durch die Nationalidee der armenischen Kirchengemeinschaft, der ältesten christlichen Staatskirche, deren frühe Gründung bis ins zweite Jahrhundert zurückgeht und deren eigenwillige Selbständigkeit sie heute noch in Gegensatz stellt nicht nur zum türkischen Islam, sondern auch zur römisch-katholischen, griechisch-katholischen Kirche wie zu den anderen christlichen Gemeinschaften, von denen sie seit Jahrhunderten theologische Kämpfe trennen.

Man muß sich dieser politisch-wechselvollen und kirchlich-einheitlichen Geschichte des armenischen Volkes — wenn auch nur in diesen großen Zügen — bewußt sein, um gerecht werten zu können, was aus einem solchen Volke hat werden können und müssen, als Nation wie als Individuum; aus einem Volke, das der Perserkönig Darius I. in Siegesinschriften zum erstenmal als Armenier nennt und als Bewohner des Euphratquellgebiets kennt; das eine ruhmreiche Selbstherrschaft wohl gehabt hat, vor Christus zu Hannibals Zeit, den seine

Flucht von Rom bis an den armenischen Königshof treibt, und nach Christus noch zur Kalifen- und Kreuzzugszeit; ein Volk, das aber sonst die Gewaltherrschaft von Persern, Griechen, Römern, Byzantinern, Arabern, Seltschucken, Mongolen und Mamelucken und schließlich noch die der Türken über sich wegschreiten gefühlt hat.

* * *

Die Urteile über den armenischen Charakter sind vielerlei, so vielseitig fast wie die Beurteiler selbst.

Wer auf einer Orientreise nur in Hafen- und Handelsstädte kommt, der lernt den Armenier kennen nur als Händler und Spekulanten von wucherischer Habgier, von einer Gerissenheit und Gewissenlosigkeit, die jenes Sprichwort geschaffen hat: „Zwei Griechen geben einen Armenier, und ein Armenier gibt zwei Teufel.“ Gewiß, es ist Tatsache, daß diese Art städtischer Armenier am meisten und am schlimmsten alle jene dunklen und häßlichen Eigenschaften an sich hat, die das Schicksal in einem Stamme entwickelt, der jahrhundertlang unterdrückt und verfolgt wird und geradezu mit Gewalt in das Ghetto der alleinigen und einseitigen Betätigungsmöglichkeit eines orientalischen Wechsel- und Wuchergeschäfts hineingezwängt ist, so daß eine Mischung von knechtischer Verschlagenheit und rachsüchtiger Hinterlist gewachsen ist.

Gleiche Kennzeichnung und Erklärung gilt auch für den Armenier der anatolischen Dörfer, wo er den gutmütig-ehrlichen und kaufmännisch ungewandten Türken ausbeutet und drangsaliert.

Ein zweites Urteil weist gewöhnlich noch auf eine andere Tatsache hin: auf die armenische Organisation der Geheimbünde der Hintschak und Dorischak, die seit Jahrzehnten Verschwörungen gegen den türkischen Staat vorbereitet haben und durch jene Bombenattentate auf die Ottomanische Bank in Konstantinopel ebenso wie durch planmäßige Provokationen des religiösen Empfindens der Muhammedaner einen türkischen Staatsstreich haben erzwingen wollen, dessen Folge dann eine europäische Intervention (und zwar durch England) hätte sein sollen, zugunsten einer Ablösung Armeniens von der Türkei, etwa nach dem Beispiel Bulgariens. Auch diese armenische Sorte nihilistisch-anarchistischer Desperados, die meist von Paris und London und Genf aus intrigiert haben, hat nichts zu tun mit dem Kern des armenischen Volkes.

Das ist jene Million des armenischen Bauernvolkes in der Talebene des Araxes, des Mutterstroms der Armenier, ein Bauernvolk, fleißig und tüchtig, einfach und willig, wirtschaftlich voranarbeitend und durch raschen Geburtenüberschuß wachsend.

Dieses Nebeneinander der dreierlei armenischen Erscheinungen — der bäuerlichen Bevölkerungszunahme im eigentlichen Armenien, der finanziellen Herrschaftsmacht der armenischen Intelligenz in den Städten und der politischen Machinationen einiger antitürkischen Revolutionäre —, dieses Nebeneinander dieser dreierlei armenischen Typen hat sich für den Sultan Abdul Hamid zu einer großarmenischen Gemeinschaft und Gefahr verdichtet und ihn veranlaßt, das wirtschafts-

politische Wachstum der Armenier wirtschaftlich und politisch zu schwächen, es zu dezimieren durch die berühmten Massakers in den neunziger Jahren, in denen 200 000 Armenier getötet, 50 000 vertrieben und eine Million ausgeplündert worden sind. Das sollte sein und war auch: ein Massenaderlaß der armenischen Manneskraft, ein orientalischer Massenmord, gegen den der bethlehemitische Kindermord eines Herodes, der ja aus ähnlicher Angst so gehandelt hat, wirklich nur ein Kinderspiel gewesen ist.

Solche Armeniermassakers sind also keine Christenverfolgungen in dem uns geläufigen Sinne: sie treffen nur den National-Armenier, und sie gelten nie anderen Christen, keinen griechisch-katholischen und keinen römisch-katholischen, nicht einmal jenen 100 000 Armeniern, die von der armenischen Nationalkirche aus- und zur römischen oder griechischen Kirche übergetreten sind; diese mit der römisch-katholischen Kirche unierten Armenier sind in solchen Massakers oft sogar sorgfältig ausgelesen und geschont worden.

Das politische und das wirtschaftliche Motiv ist das ursprüngliche und treibende; das rein religiöse spielt nur insofern mit, als in der muhammedanischen Welt Religion nie Privatsache ist, sondern Religion eben identisch ist mit Nationalität. Die Politik mißbraucht konfessionelle Instinkte der Masse, wie etwa das christliche Frankreich einst in der Bartholomäusnacht durch eine solche Bluthochzeit den politischen Gegner geschwächt hat. Und das christliche Rußland veranstaltet in gleicher Weise Armeniermassakers wie

Judenpogrome, aus dem gleichen politischen Motiv gegen unbequeme Gegner der Regierung und mit dem gleichen wirtschaftlichen Ziel, jenen Gegner zu schwächen. Und das alte christliche Deutschland hat in seinen Judenverfolgungen Gleiches gewollt und getan, wie die alte Türkei gegen die Armenier.

Die alte Türkei, d. h. der Absolutismus und Despotismus des alten Sultans Abdul Hamid: er, der selbst der Sohn einer armenischen Sklavin ist, er, dessen Verschlagenheit Psychologen schon durch sein armenisches Blut haben erklären wollen; er befiehlt und er findet freudige Helfershelfer und stets bereite Handlanger in den Kurden. In Konstantinopel sind's die kurdischen Hamals, starke Lastträger und rohe Hasenfüße, die die Ausplünderung vermöglicher und verhaßter Armenier als ein sultan-gefälliges und für sie selbst bequemes Mittel zu rascher Bereicherung begrüßen. Ähnlich auch droben in Anatolien und drüben in Armenien selbst: dort haufen ja neben den Armeniern seit zwei Jahrtausenden schon, auch einem Xenophon schon bekannt, die Kurden, den Armeniern zwar indogermanisch rassenverwandt, aber sie auch in traditioneller tödlicher Feindschaft bestehend, mit dem Jngrimm von fernen, verfeindeten Verwandten, und mit der Verachtung, die aus der Verschiedenheit ihrer Daseinsbedingungen entspringt.

Die Kurden sind unstete Nomaden, die ihre Viehherden auf die Ländereien der als Getreidebauern ansässigen Armenier treiben; die Kurden sind freiheits-

liebende, wilde, verwegene Räuber und Raubritter, und der auf seiner Scholle wertheschaffende Armenier gilt für sie nur als das auszuraubende Bauern- und Sklavenvolk. Solch kurdische Raublust vergreift sich dann auch selbst an türkischen Dörfern. Um so mehr, als jene Kurdenstämme wiederum vom Sultan Abdul Hamid in die irregulären Trupps seiner Hamidié-armee eingeteilt worden sind, mit allen möglichen Vorrechten, durch die Sultan Abdul Hamid sie als vermöhnte, aber auch ergebene Freischärler sich sichern wollte, genau so wie bei den Albanesen, die auch erst durch das jungtürkische Regiment niedergeworfen werden müssen.

Auch in Adana ist der Blutbefehl vom Sultan ausgegangen, und zwar trotz dem jungtürkischen Regime; und das gibt dem Adanamassaker noch seine besondere Bedeutung und seine besondere Tendenz. Wohl hatte der Sultan — der Not gehorchend, nicht dem eigenen Triebe — die jungtürkische Verfassung gegeben; aber er, der durch dreißigjährige Tyrannis vermöhnte Selbstherrscher, suchte die konstitutionelle Kontrolle wieder zu beseitigen, indem er das konstitutionelle System diskreditieren wollte. Diesem Zweck sollte ein Massaker dienen, das für Adana, Aleppo, Antiochia, Beirut, Damaskus, Konia und Angora befohlen war, dem 200 000 Menschen, meist Armenier, zum Opfer fallen sollten, und das die europäischen Mächte veranlassen sollte, durch eine Intervention einzuschreiten, natürlich gegen das jungtürkische Regime, auf dessen Konto ja diese Greuel zu kommen schienen,

und zugunsten der Wiedererweiterung der Herrschaftsgewalt des Sultans Abdul Hamid.

Daß dieser barbarische Plan nur in und um Adana gelungen ist, das ist die Schuld des alten Gouverneurs von Adana, der zu schwach war, den Kurdensturm abzulehnen, während die Gouvernements der anderen Städte, die bereits von jungtürkischen Offizieren besetzt waren, nicht nur sich weigerten, die Konstantinopeler Order auszuführen, sondern sogar ihrerseits Waffengewalt vorbereiteten, um etwaigen Böbelezzessen gewachsen zu sein. Zuzugeben ist auch, daß in Adana gerade Armenier unter dem Eindruck der Verfassungsfreiheit allzu laut und allzu dreist sich der plötzlichen Gleichheit rühmten und durch theatrale Verherrlichung ihrer eigenen nationalen Vergangenheit das muhammedanische Volksempfinden verletzten.

Das jungtürkische Regime ging sofort ehrlich und ernst daran, die türkisch-armenischen Beziehungen zu regeln: durch die Absetzung des schuldigen Sultans; durch eine gerechte Prozeßführung; durch ein Regierungsdekret, das offen und frei anerkennt, daß die Armenier eine politische Verfolgung nicht verschuldet und nicht verdient haben, ja daß ihre Gegnerschaft gegen das alte Hamidsche Regime so berechtigt war wie die jungtürkische Revolution selbst, die von den Armeniern auch finanziell gefördert worden ist; und endlich durch ein Toleranzedikt, das der Scheich ul Islam in türkischer, arabischer und persischer Sprache über das ganze Land hin hat predigen lassen und das ob seiner Einzigartigkeit in

der Geschichte der muhammedanischen Staaten verdient, im wesentlichen Wortlaut festgehalten zu werden:

Das gegenwärtige Regime ist durch die Gnade Gottes ein schönes und gutes. Es beginnt damit, einem großen Prinzip des Korans wieder zum Leben zu verhelfen. Ruhe und Glück sind in einem Lande nur möglich, wenn das Volk sich vollständig den Gesetzen unterwirft. Wenn diese Gesetze nicht eine absolute Gleichheit innerhalb der Nation garantieren, so werden sie der Achtung und des Gehorsams ermangeln und Ruhe und Glück werden unmöglich sein. In unserem ottomanischen Staat ist die Gleichheit durch Gesetze garantiert, die auf einem Grunde von der Festigkeit und Weisheit des Korans beruhen. Die wahrhaftige Botschaft spricht es in göttlicher Erleuchtung aus: „Für sie (die Nichtmuslims) ist das da, was für uns ist; über ihnen ist das, was über uns ist.“ Solange das gilt, darf ein Unterschied im Glauben kein Hindernis für die Gleichheit sein. Nach dem Koran entspricht jeder Pflicht auch ein Recht. Es wäre durchaus ungerecht, jemandem eine Pflicht aufzuladen und ihn zu gleicher Zeit des entsprechenden Rechts zu berauben. Für die Muslims ist es absolute Pflicht, zu glauben, daß Gott gegen niemand ungerecht sein kann. Wer könnte sich auch nur vorstellen, daß der Koran eine ungerechte Gesetzgebung in diesem Punkte zuließe, daß man jemandem Pflichten auferlegt und ihm die Rechte vorenthält! Wie viele Nichtmuslims, ja sogar Leute, die dem muslimischen Gemeinwesen nicht angehörten, haben zum Rat unseres ruhmreichen Propheten gehört, und wie oft hat er sie um Hilfe gebeten, wenn er gegen seine Feinde Krieg führte! Sind alle diese Tatsachen nicht in der Geschichte verzeichnet? Der klaren Vorschrift Gottes entsprechend, sagt der Koran: Es möge unter euch eine Körperschaft sich bilden, welche die Welt zum Glück leitet, indem sie Gutes befiehlt und Schlechtes verbietet; die Menschen, die so tun, werden glücklich sein (Kap. 3, Vers 100). Da es klar ist,

daß diese Vorsteher durch das Volk zu wählen sind, und daß um des Wohles des Landes willen auch die Nichtmuslims mit heranzuziehen sind und in der Volksversammlung vertreten sein müssen, so schließen wir daraus notwendig, daß die Deputiertenkammer die genaueste Anwendung des Korans ist, und daß das konstitutionelle Regime den schönsten Schmuck des Kalifats bildet. . . Der Koran enthält noch besondere Verpflichtungen für die Muslims. Über die Zuneigungen der Christen zu den Muslims bezeugt er: „Diejenigen, die am meisten geneigt sind, die Gläubigen zu lieben, das sind diejenigen, die sich Christen nennen (Kap. 5, Vers 831). Ferner versichert der Koran dem frommen Christen das ewige Heil, und das muslimische Gesetz erkennt durch klare Artikel die Unverletzlichkeit der Religion der Christen, ihres Lebens und ihres Eigentums an. Darum wird jeder, der diese Grundsätze mißachtet, sich eines Vergehens schuldig und strafbar machen und dafür noch in jenem Leben gezüchtigt werden. Kap. 33, Vers 21 lautet: „Ihr habt im Propheten Gottes ein ausgezeichnetes Beispiel für euch und für alle die, die auf Gott hoffen und an den jüngsten Tag glauben.“ Dieser Vers fordert die Muslims auf, den Spuren des Propheten zu folgen, der in die Welt gesandt ist, ausdrücklich, um die Sittlichkeit zu vervollkommen. Der Prophet sagt: „Gewöhnt euch nach göttlichem Vorbild zu leben!“ Wenn nun die Gerechtigkeit und die Milde des Allmächtigen alle Kreaturen ohne Ausnahme umfaßt, so würden die Muslims, die ihre nichtmuhammedanischen Mitbürger hart und gewalttätig behandeln, sich gegen den Willen Gottes und seines Propheten empören. Die sich dessen schuldig machen, werden zu denen gehören, die in Kap. 5, Vers 37 gemeint sind. Man muß das Volk darüber unterrichten und es ihm in einer überzeugenden und zu Herzen gehenden Sprache verständlich machen, daß die Regierung in aller Form entschlossen ist, die zu bestrafen, die sich einer Gewalttat gegen die Christen schuldig machen sollten, und daß die höchste Strafe zur Anwendung kommen

wird. Man muß das Volk dazu anleiten, mit den Christen im Gefühl vollkommener Gemeinschaft zu leben, und man muß unablässig darüber wachen, daß das Volk sich nicht durch schlimme Elemente verführen läßt.

So vereinigt sich in der neuen Türkei tatsächlich die weltliche Staatsmacht mit der geistlichen Hierarchie zu einer einheitlichen Entschlossenheit, um die nationalen Vorurteile und Verstimmungen, die das alte Regime gepflegt und ausgebeutet hat, aus der Welt zu schaffen und die Autorität von Recht und Gerechtigkeit durchzusetzen.

Eine solche Aktion liegt naturgemäß im Interesse nicht nur der Armenier, sondern der Türkei selbst. Alles, was das alte Regime gefürchtet hat und verhindern hat wollen — das wirtschaftliche und zahlenmäßige Wachstum der Armenier —, das will jetzt gerade das jungtürkische Regiment, weil es weiß, daß die finanzielle Fähigkeit und die rührige Intelligenz der Armenier, ihre Betriebsamkeit in Gewerbe, Handel und Landbau den materiellen Aufschwung des Landes überhaupt verbürgen kann. Die Armenier sind die Elemente in der neuen Türkei, die durch ihre Auffassungsgabe für den technischen Betrieb des europäischen Wirtschaftslebens dem türkischen Staat große Dienste erweisen können; ebenso wie ja z. B. die Erschließung und Entwicklung des russischen Kaukasus um Tiflis herum ganz das Werk der armenischen Provinz ist. Das christliche Armeniertum darf sich aber heute in der muhammedanischen Türkei freier und sicherer fühlen als im christlichen Rußland.

Und auch der Armenier weiß, daß eine fruchtbare Wirksamkeit für ihn als osmanischen Staatsbürger in der neuen Türkei mehr gewährleistet ist, als durch den Traum eines selbständigen Armeniens. Darum ist er jetzt bereit, bereiter selbst als der Grieche oder Bulgare, sich als Osmane zu geben, auch militärisch. All die türkischen Generäle, die ich gesprochen habe, sind sich darin einig, gerade den Armenier als den in kriegerischer Tapferkeit dem Türken am nächsten stehenden Soldaten zu schätzen und ihn am liebsten von allen Christen, viel lieber als den gar nicht heldenhaften Griechen, in die neue muhammedanisch-christliche Armee einzustellen. Durch Kleinasien hindurch gibt es da und dort blühende armenische Dörfer dicht neben türkischer Armseligkeit: das armenische Dorf blühend und gedeihend, weil der Armenier bisher nie zum türkischen Militärdienst herangezogen worden ist, sondern sich mit wenigen hundert Mark, die er zudem noch auf das ganze Leben verteilen konnte, vom Soldatsein loskaufen mußte, so daß er zu Hause Handel und Wandel nachgehen konnte. Und daneben liegt das türkische Dorf: verarmt, weil der türkische Bauer jahrelang bei der Fahne gehalten worden ist, im unruhigen Mazedonien oder im mörderischen Arabien, während daheim die Wirtschaft herunterkommen mußte. Dieses Nebeneinander veranschaulicht das, was mir der Generalissimus Mahmud Schewket Pascha erklärt hat: daß die Einberufung auch der Christen zum osmanischen Armeedienst in letzter Linie auch eine wirtschaftliche Maßregel sein

soll, die es ermöglichen soll, so und so viel mehr Muhammedaner zeitig wieder heinzulassen, damit auch sie ihrer Landwirtschaft, ihrem Gewerbe erhalten bleiben, damit auch sie so mit den Armeniern wirtschaftlich konkurrieren können.

* * *

All jener tödliche Haß gehört heute der Vergangenheit von Adana an . . .

Wer die Tour über das Taurusgebirge weiterreitet, dem begegnet in der Passenge die Gegenwart von Adana: auf Wagen und in Karawanen wandern flüchtige Armenierfamilien wieder heimwärts, zurück nach Adana, in großen, kinderreichen Scharen und mit geringem gerettetem Hausrat, traurig, ernst und sorgenvoll, aber ohne jene schreckliche Todesangst, die sie vor wenigen Monaten vertrieben, und mit langsam wachsendem Vertrauen in die Neuordnung der Regierung und in die Sicherheit der Ruhe: dies Vertrauen kennzeichnet die Gegenwart von Adana.

Wer dann die günstige Gelegenheit erhalten hat, im Konak des neuen Wali des Wilajets Adana eine der täglichen Konferenzen mitzumachen, der hat auch die Zukunft von Adana kennen gelernt: diese Zukunft gehört der Arbeit.

Das Vertrauen zur Gegenwart und die Arbeit für die Zukunft — sie verkörpern sich in der Persönlichkeit des Generalgouverneurs Djemal Bey, dieses von Skutari nach Adana entsandten, etwa vierzigjährigen Walis; Vertrauen und Arbeit werden ver-

bürgt durch seine tatkräftige Tüchtigkeit. Eine Woche unermüdlicher Hingabe hat genügt, seinem Programm einstimmigen Beifall und allseitige Förderung zu sichern.

Djemat Bey*) hat sofort all die verschiedenen Hilfskomitees, die er vorgefunden hat, wie sie nebeneinander ihre Kräfte zersplitterten, zu einer Gesamtheit unter seinem eigenen Präsidium vereinigt und diese Einheit wiederum in verantwortliche Einzelsektionen gegliedert. Diese Verbindung von Zentralisation und Dezentralisation steigert die Arbeitskraft und die Kontrollfähigkeit des Ganzen und vereinfacht zugleich die Arbeitsleistung und die Zielrichtung der Teile: eine Kommission sucht und vermittelt Arbeitsgelegenheit, eine andere betreibt den Wiederaufbau von Häusern, damit neues Leben aus den Ruinen blühe, ehe der Winter die Armeniermassen aus den jetzigen Zeltlagern vertreiben muß; eine weitere Kommission bereitet die Schulerziehung der Waisen auf Staatskosten vor, und eine vierte verwaltet die Geldsammlungen. Die vom Parlament bewilligten Summen reichen auf die Dauer nicht aus, und so ist es dem Wali darum zu tun, beizeiten einen genügenden Fonds zu schaffen aus christlichen wie aus muhammedanischen Stiftungen: aus beiden Quellen werden Gaben flüssig gemacht.

Dieses Zusammenarbeiten aller verschiedenen Konfessionen und Nationalitäten in einer gemeinsamen Organisation funktioniert bisher durchaus gut. Die

*) Jetzt (1914) Marineminister und Kommandeur der türkischen Expedition gegen Ägypten.

vorurteilslose Sachlichkeit des Wali Djemal Bey durchdringt alle Teile und beseitigt etwaige Sonderbestrebungen, und so ist es z. B. dieser Tage vorgekommen, daß in einer Dauer Sitzung, als eine Sekte mit Sonderwünschen Kraft und Zeit der gemeinsamen Arbeit verträdelte und der Wali auf Zurückstellung solch störender und hemmender Eigenbrödelei drängte, die gesamte gemischte Versammlung sich erhob und in aller Form dem Wali ein Vertrauensvotum darbrachte.

Solch gemeinschaftliche Arbeit bekämpft auch die Mißverständnisse und das Mißtrauen, das die einzelnen Schichten voneinander trennt. Diese Kluft des Sichgarnichtkennens ist ein Erbe des alten Regimes, das ja durch eine ganze Generation hindurch planmäßig und bewußt alle Nationen gegeneinander verhetzte und ausspielte. Diese Kluft des Sichgarnichtkennens bildet auch eine jener Gefahren, die zu mancherlei Exzessen geführt haben. Die Armenier von Adana fallen zwar durch einen ganz anderen Typ auf als derjenige ist, der sie in Armenien selbst und auch in Russisch-Armenien auszeichnet: sie erscheinen in Adana auffällig viel blond und auffällig häßlich, und die „türkische“ Bevölkerung Adanas stellt ein ebenso auffällig eigenartiges Mischmasch dar, in dem der Türke selbst fast verschwindet. Gemeinsam ist aber allen auch in Adana, was auch sonst quer durch ganz Kleinasien hindurch auffällt: daß kein Stamm über den anderen etwas anderes weiß als Vorurteile und Falschurteile.

Da ist die sachliche Vorurteilslosigkeit eines Wali wie Djemal Bey am richtigen Platze; sie weiß den türkischen Mißmut in Adana über die Konstantinopeler Regierungserklärung zugunsten der Armenier durch überlegene Aufklärung zu überwinden, so daß das gleiche türkische Notabelnkomitee, das gegen jene Konstantinopeler Proklamation erst eine Protestdepeſche geſandt hatte, ebenso telegraphiſch dieſe Kritik revoziert und die Autorität des Regierungſcommuniqués anerkennt. Der Wali weiß auch ſeine muhammedaniſchen Glaubensgenoffen dahin zu bringen, daß ſie in der wiſchaftlichen Übermacht der Armenier nicht nur den zweifelhaften Gewinn von Ausbeutern erblicken, ſondern ſie als den ehrlichen Erfolg fleißiger Arbeit verſtehen lernen: ſtatt ein Objekt des Neides in der Mißgunſt zu ſein, ſoll der Armenier ein Beiſpiel für Strebsamkeit und Geſchäftstüchtigkeit werden; an die Stelle der Ignoranz, die als irgeleiteter „Fanatiſmus“ explodiert, ſoll die Intelligenz zielbewußter Arbeit treten. Eine einſichtige, gute Führung ſoll das willige Volk ſo leicht zu guten Taten anleiten, wie eſ einſt böſe Mächte zum Unheil haben verführen können. Die Herde ſoll werden wie der Hirte iſt.

Man muß den guten Kern des türkischen Volkes und ſeine Gutherzigkeit und Redlichkeit kennen, um den Optimismus und Idealismus des Wali von Adana zu teilen und auch die Form ſeiner Pädagogik zu billigen: ein Vater zu ſein allem Volk in Adana, gerecht, aber auch ſtreng, voll jener Liebe, die auch in der Züchtigung ſich offenbart. Das Vorbild iſt

die beste Zucht — das weiß auch der Wali, und so widmet er rastlos bisher täglich sechzehn Stunden seinem schweren Beruf, bereits mit dem Erfolg, daß sein Wille und sein Ziel allgemein Anerkennung finden.

Es gibt ein treffliches Wort: „Arbeiten und nicht verzweifeln.“ Die Kunst eines deutschen Meisters hat dazu eine Illustration geschaffen: eine starke Hand drückt den schweren Pflug in den harten Erdboden, die Sonne bricht durchs Gewölk und verheißt segensvolle Frucht, die einst reifen wird. Der Konak des neuen Adana darf solch sinnbildliches Motto über sein Portal schreiben:

„Arbeiten und nicht verzweifeln!“

* * *

Die deutsch-levantinische Baumwollgesellschaft in Adana, die dort im cilicischen Kanaan eine jährlich wachsende Baumwollkultur herausarbeitet, hat sich das große Verdienst erworben, tausend todbedrohten Armeniern das Leben zu retten und ihnen hinter den bergenden Mauern, die den weiten Hof des Handelshauses einfriedigen, einen sicheren Hort zu geben: dort wurde den Armeniern ein regelrechtes Zeltlager erstellt und ihnen eine reichliche Speisung gereicht.

Der Armenier empfindet und denkt politisch englandfreundlich: England ist die Macht, die gegen alle Massakers von jeher protestiert und die für den Sultan Abdul Hamid den Titel des Massenmörders geprägt hat. Bei England hat sich humanitäres Fühlen mit

egoistischem Wollen vermischt: es hat die Mine armenischer Autonomiebestrebungen immer als Sprengpulver gegen die Türkei benützt.

Das offizielle Deutschland hat sich von den Armeniern bisher zurückgehalten in seiner sultanischen Türkenpolitik; wir werden aber bei der wirtschaftspolitischen Bedeutung des Armeniers in der Türkei gut daran tun, mit der armenischen Intelligenz nähere Fühlung zu nehmen. Die Tatsache, daß in den türkischen Ministerien führende Armenier tätig sind, daß z. B. im Auslandsministerium Armenier Unterstaatssekretäre sind oder daß das Eisenbahnministerium meist von einem Armenier geleitet wird, deutet die Kanäle an, durch die armenischer Einfluß Geltung und Wirkung gewinnen kann.

Der armenische Patriarch Turian, der uns eine Audienz gewährt hat, erklärt sich bereit, deutsche Lehrer an seinen Schulen anzustellen, wenn sie ihm aus Deutschland geliefert würden, und armenische Studenten nach Deutschland zu schicken, wenn deutsche Stipendien ein Universitätsstudium vermitteln würden. Aus dem russischen Armenien studieren über zweihundert junge Leute auf deutschen Hochschulen: die Armenier sind die Träger der deutschen Kultur im Kaukasus, sie haben es zuwege gebracht, daß an den Gymnasien in Tiflis die deutsche Sprache die französische immer mehr verdrängt. Der Chefredakteur der bedeutendsten armenischen Zeitung macht uns den Vorschlag, in Adana, das sehr bald nach Weiterführung der Bagdadbahn als Handelsstation ein

Zentralpunkt Kleasiens werden wird, eine deutsche Hochschule, ähnlich dem Robert-Kollege in Konstantinopel und der Beirutcr Hochschule, zu errichten. Wer geht an diese Arbeit?

Im Tauruspaß

Im Sommer 1909.

Wir rasten mit unserer von tscherkessischen Pferden beflügelten Araba und im Geleit der uns durch den türkischen Generalissimus Mahmud Schewket Pascha vermittelten Sergeantenwache im Tauruspaß, dessen mehr als dreitausend Meter hoher, schneeegeschmückter Wall in steilem Abfall bis zum Euphrat hin die türkische Mitte des Kalifenreichs von den kurdisch-arabischen Anhängeln trennt.

Hinter uns liegt die graufige Erinnerung an die barbarischen Armeniermassakers in und um Adana. Hinter uns liegen auch die ersten Nächte in den einsamen Karawanensereien der nur von turkmenischen Nomaden belebten Bergstille: weitleuchtende Hirtenfeuer verzehren gleich den weidenden Herden die üppig wuchernde Myrte wie die stolz ragende Zeder und zerstören den sterbenden Wald. Solche Feuer führen die Phantasie zu den biblischen „Hirten auf dem Felde“. Und biblisch gibt sich die ganze Gegenwart dieser Heimat eines Paulus: drunten — nur eine Tagesreise hinter uns — in seinem Tarsos, wo die Tenne des flachen Daches zum beschaulichen Nacht-

lager wird; oder auch bei den bedürfnislosen Bauern der Ebene, die da mit den Hufen der Ochsen dreschen, und die durch Wurfschaukel und Wind den Weizen von der Spreu sondern; oder schließlich in dieser steinigen Gebirgshöhe, über die armselige Armenierfamilien rittlings auf rettenden Eseln dahinhasten.

Der Apostel Paulus gehört zu den Persönlichkeiten, die den Boden geweiht haben, auf den wir jetzt treten: im türkischen Tauruspaß, an der schmalsten Stelle, zwischen dem engen Felsentor, inmitten der cilicischen Pylen. Gülek-Boghas heißt heute der Türke diese Paßenge, die in einer Höhe von eintausend-siebenhundert Meter das Taurusgebirge durchquert. Die griechische Botivstele und der römische Meilenstein und der ganze kalkige Karst ringsum sind treue Zeugen jener wechselvollen Geschichte, die über diese Jahrtausende alte Heerstraße, die einzige zwischen Kleinasien und Syrien, dahingeschritten, dahergestürmt ist, im Rhythmus des brausenden Wasserrauschens durch die tosende Schlucht und im Echo der widerhallenden Wallwände.

Saxa loquuntur! Da ist die assyrische Streitmacht heraufgezogen, und der hettitische Volksstrom hinunter; und ein Xenophon mit Cyrus hinüber zur entscheidenden Schlacht; und Alexander der Große furchtbar wie ein Föhn bis nach Indien hinein. Aber gegen die hellenische Kultur kommt ein einsamer Wanderer, Paulus von Tarsos, herauf, und so weltwunderwürdig auch die Diana der Epheser scheint, sie muß seiner Predigt weichen, wie auch die römische

Zivilisation, die ein Cicero oder Pompejus, ein Marc Anton oder Julian Apostata durch diesen Tauruspaß tragen. Byzantinische Kaiser und arabische Kalifen, armenische Könige und seldschukische Khane drängen ihre Waffen hier hindurch.

Und auch nach Deutschland kommt Kunde zu Kaiser Karl dem Großen — von Harun al Raschid aus Bagdad über diese Steige. Und aus Deutschland zittert die Sehnsucht der Kreuzfahrer herüber; an ihrer Spitze schwingt Kaiser Barbarossa sein Schwert siegreich vor Iconium, um hinter diesem Taurusstor vom türkischen Fluß getroffen und verschlungen zu werden.

Und abermals pocht ein deutscher Feldherr an die Pforte im Taurus: Moltke, von den Türken gerufen, zur Führung der ersten deutschen Militärmission, gegen den ägyptischen Vorstoß des von Syrien her die Türkei bedrohenden Ibrahim Pascha, dessen kühne Bastionen dort oben die Bergkämme krönen und dessen kräftige Brücken die Talbuchten bezwingen.

Einst alles wie heute! . . . So trotz die Wucht der zyklopischen Felsmassen auch der Macht der menschlichen Geschichte durch die Jahrtausende seit den assyrischen Völkern . . . Heut alles wie einst?

Da summt und surrt es plötzlich durch die zitternde Luft, und wie mein Auge den neuen Träger solch fremden Tones sucht — — hängt es sich an den blinkenden Depeschendraht, der aus der Weite und in die Weite leitet, erhaben über uns und über die Taurushöhe hinweg. Dieser dünne elektrische Draht greift heute rascher und fester über die asiatische Welt

hin, als es je die Speermassen eines Alexander des Großen vermochten. Und der einsame moderne Telegraphenmast an dieser Stätte antiken Völkerstreitens weist auch den Weg für ein breiteres metallenes Band, das bald die ganze Tauruswildnis fesseln wird: für die Bagdadbahn, die dann weiter hinaus auch die fernen Steppen zähmen und zur Fruchtbarkeit zwingen wird. Wie hat doch jener türkische Generalgouverneur gesagt: „Die Spuren Alexanders des Großen und Mithridates' sind bei uns verweht; aber die Spuren der Deutschen, die uns diese Bahn bauen, werden bleiben, uns Türken und auch den Deutschen zum Segen.“

In unserer Taurussträumerei steigt der Schatten eines anderen Großen aus der Geistesgeschichte Deutschlands auf: jener weitsehende Volkswirt Friedrich List, dessen geniale Prophetie schon vor zwei Generationen die Renaissance der Türkei geschaut hat, wie sie heute durch deutsche Arbeit erzieht: „Nicht die bare Humanität, nicht die bloße Liebe zu den Wissenschaften, nicht die Philosophie und nicht die Philanthropie werden die abgestorbene Kultur Asiens wieder auffrischen; sondern all das wird erst folgen, nachdem das Privatinteresse und die physische Notdurft den Weg gebahnt haben.“

* * *

Eine Woche später bei Konia: unser Taurus-
traum ist zur Wirklichkeit geworden. Noch breitet
sich zwar auf der anatolischen Seite des Taurus eine

arme Ode, für die „die schwäbische Kunde“ von Friedrich List's Landsmann und Parlamentsgenossen Uhland das heute noch gültige Wort geprägt hat: „Viel Steine gibt's und wenig Brot“. Noch täuscht die Fata Morgana uns schattige Oasen vor, wo zwischen wirbelndem Erdenstaub und dörrender Sonnen- glut nur ein Schutthügel kappadozische Königsgräber deckt oder nur sandsäulige Windhosen emporwehen. Aber schon erreicht das Bagdadbahngleis das Gebirge, und dort oben klettern schon unsere Ingenieure und vermessen das Terrain für Tunnels und Viadukte von kunstvoller Großartigkeit. Die Griechen können ihren Thalattaruf nicht mit mehr Frohlocken ausgerüstet haben, als wir die erste deutsche Lokomotive auf dem Bagdadbahndamm vor der Tauruskette begrüßen. Ruhig und würdig tragen und schleppen Kamelkaramanen ihre schweren Lasten zur schnelleren Rivalin und vertrauen ihr an, was sie dieser selbst erst verdanken. Damit das türkische Anatolien wieder seiner Wortbedeutung als Land des Sonnenaufgangs durch die Tat gerecht werden kann, als Kornkammer, Baumwollgefilde und Erzgrube, verbündet sich mit dem Bagdadbahnbau ein vielflächiges und weitmaschiges Kanalsystem, zunächst um Konia, über 50 000 Hektar hin, dank deutscher Kapitalinitiative und dank deutscher Technik, und künftig auch bei Adana, dort durch 500 000 Hektar.

Wir genießen bei Tschumra die gütige Gastfreundschaft der Bahn- und Kanalingenieure in der schützenden Baracke inmitten der brennenden Steppe, und wir

denken des in Asien neue Werte schaffenden Ingeniums der europäischen Technik. Ein deutscher Name wird der Konzentrationspunkt unseres internationalen Gesprächs: Graf Zeppelin mit seiner die Luftgeister besiegenden Maschine . . . Und siehe da: es sollte sich fügen, daß just in dieser Stunde, da Deutsche in der fernen Wüste seiner gedachten, er sein Luftschiff in der deutschen Hauptstadt vor unserem Kaiser landete.

Der deutsche General Freiherr von der Goltz Pascha, der deutsche Ingenieur Meißner Pascha und der deutsche Generalingenieur Graf Zeppelin — in dieser Dreieinigkeits verkörpert sich der Charakter der deutschen Kulturwirkung für die Türkei. Auch heute folgte der deutsche Drang drüben den Spuren Barbarossa, über Konia und über den Taurus; hinunter ins heilige Land und hinüber ins ferne Bagdad; aber friedfertiger und erfolgreicher: durch die Methode des Instruktors, des Ingenieurs und des Kaufmanns, in der Organisation der Militärverwaltung, auf den Schienen der Lokomotive und in den Drähten der Elektrizität. Technik und Handel — sie „bahnen“ in dieses Wortes buchstäblicher wie bildlicher Bedeutung die Wege zur neuen Kultur der Türkei, bis hinein nach Mesopotamien, damit auch dort das alte Paradies wieder aufblühen möge.

So mag dann dort die Entwicklung die beiden Zeiten zusammenwachsen lassen, in welche Buckle die Geschichte der Zivilisation zerlegt: „Sonst waren die reichsten Länder, wo die Natur am gütigsten war; jetzt sind es die, wo der Mensch am tätigsten ist.“

Eine Orient-Prophetie von Friedrich List

„Sollen in Deutschland die Nationalinteressen durch die Theorie der politischen Ökonomie gefördert werden, so muß sie aus den Studierstuben der Gelehrten, von den Kathedern der Professoren, aus den Kabinetten der hohen Staatsbeamten in die Kontore der Fabrikanten, der Großhändler, der Schiffsreedere, der Kapitalisten und Bankiers, in die Bureaus aller öffentlichen Beamten und Sachwalter, in die Wohnungen der Gutsbesitzer, vorzüglich aber in die Kammern der Landstände herabsteigen, mit einem Wort, sie muß Gemeingut aller Gebildeten in der Nation werden.“

Mit diesem populären Appell hat der schwäbische Kämpfer Friedrich List im Jahre 1841 von Augsburg aus der zersplitterten Vielstaaterei der deutschen Lande sein einigendes und kräftigendes Wirtschaftsprogramm vorgelegt: „Das nationale System der politischen Ökonomie.“ Und zugleich hat er durch die Wahl seines Mottos: „Et la patrie et l'humanité“ dem damals erst ersehnten und erstrebten Deutschland für die Zukunft seiner internationalen Handelspolitik auch schon die Weite der Welt gewiesen.

Seitdem sind wir mitten in die dritte Generation hineingewachsen, und die Zeichen unserer Zeit scheinen auch dieser Listischen Verheißung ihre Verwirklichung zu sichern, gleichwie seinerzeit die Listischen Forderungen einer deutschen Flotte und eines deutschen Eisenbahnnetzes ihre Erfüllung erreicht haben. Naumanns „Neudeutsche Wirtschaftspolitik“ entspricht in Methode

und Tendenz der List'schen Idee, daß die Theorie der politischen Ökonomie im deutschen Nationalinteresse vaterländisches Gemeingut werden soll; und ebenso beweist die Gründung eines Hansabundes, daß — um mit Friedrich List zu summieren — jetzt „Fabrikanten, Großhändler, Schiffszeeher, Kapitalisten, Bankiers und Beamte“ samt Handwerk und Gewerbe und samt Gelehrten und Professoren aus der theoretischen Einsicht, daß Politik ökonomisch determiniert ist, endlich auch die praktische Konsequenz ziehen wollen, ähnlich wiederum wie dies einst die List'sche Propaganda für einen württembergischen Fabrikantenverein, für einen deutschen Handels- und Gewerbeverein und für den deutschen Zollverein gezeigt hat.

Daß auch für die Auslandspolitik eines Volkes die Nationalinteressen ökonomisch bestimmt werden, daß auch hierfür die wirtschaftlichen Bedürfnisse und Notwendigkeiten die Richtung zuerst weisen und den Weg schließlich erzwingen, diese Erfahrung ist in Deutschland neueren Datums und ihre Praxis ist bei uns noch jüngerer Art als beispielsweise in England und in Amerika. Und doch überrascht Friedrich List auch durch die klare Erkenntnis dieser Zusammenhänge und durch deren theoretische Zusammenfügung schon seine ungläubigen Zeitgenossen — nicht weniger aber auch noch uns, die zustimmenden Zeugen seiner Offenbarungen: „Nicht die bare Humanität, nicht die bloße Liebe zu den Wissenschaften, nicht die Philosophie und die Philanthropie werden die abgestorbene Kultur von Asien wieder auffrischen, sondern sie werden folgen,

nachdem das Privatinteresse und die physische Notdurft den Weg gebahnt haben." List's Politik ist politische Ökonomie.

Man hat List schon den Ehrentitel eines „Bismarck des deutschen Wirtschaftslebens“ gegeben und so mit Recht sein Verdienst charakterisiert, daß er das Fundament der wirtschaftlichen Einigkeit Deutschlands vorbereitet hat, auf dem erst Bismarck das Gebäude der politischen Einheit hat aufrichten können. („Nachdem die Nation eins geworden sei in der Baumwolle, eins in der Wolle, eins in allen Bedürfnissen des Lebens, werde sie auch eins werden wollen in der Politik“ — List 1846.) Jenes Vergleichswort gilt auch in noch weiter greifender Dehnung. List hat Bismarck nicht nur den Weg bereitet, er hat ihn selbst noch überholt. Bismarck sieht in den achtziger Jahren Deutschland als „saturiert“ an, und er mißbilligt z. B. die Kaiserreise nach Konstantinopel und nach Jerusalem. List sieht in den dreißiger Jahren — also schon ein halbes Jahrhundert vor Bismarck und doch noch gleich über Bismarck hinaus — die großdeutsche Wirtschaftspolitik voraus, die Deutschland in die Türkei bis nach und durch Kleinasien drängen wird, die Österreich — um gar ganz aktuell mit Ahrenthal zu reden — in die Reihe der Balkanstaaten einrücken läßt, die ein deutsch-österreichisches „Alldeutschland“ gegenüber den englischen Ansprüchen auf ein Weltmachtmonopol zusammenschließen wird und die endlich in einer „Allianz zwischen Großbritannien und Deutschland“ sich versöhnen soll. Man sieht: lauter Probleme, die just

jetzt die Politik beunruhigen, und lauter Prophetien, die just jetzt akut wirken — in der türkischen Revolution, in der österreichischen Annexion Bosniens, in der serbischen Kriegsgefahr, im österreichisch-deutschen Waffenbündnis, in der deutsch-englischen Konkurrenz um Kleinasien, besonders um die Bagdadbahn.

Orientpolitik heißt heute Orientierung über Weltpolitik Englands und Deutschlands überhaupt: das kleinasiatische Viereck gleicht einem diplomatischen Schachbrett, auf dem der König von England Gefahr läuft, durch das Ingenium der technisch-kaufmännischen Läufer Deutschlands und durch die anatolische Ackerkultur der türkischen Bauern matt gesetzt zu werden.

„Das größte Ziel der heutigen von Eduard VII. geführten Politik Englands ist die Herstellung einer Verbindung zwischen Ägypten und Indien. Dazu braucht England die Herrschaft über Arabien, Südper sien und das Land am unteren Euphrat und Tigris — das türkische Vilajet von Bagdad. Wenn wir richtig sehen, so bildet dieser riesenhafte Plan, ein geschlossenes britisches Reich zu errichten, das sich vom Nil, vom östlichen Sudan und vom Viktoria-Nyansa über Arabien, Mesopotamien, Südper sien, Afghanistan und Indien bis an die Straße von Malakka erstrecken, und das mit Südafrika und Australien zusammen den Indischen Ozean zu einem englischen Binnensee machen soll, die leitende Idee, die sich durch alle Handlungen der englischen Politik seit der Beendigung des Krieges in Südafrika hindurchzieht.“

So formuliert Paul Rohrbach in seinem politischen Handbuch „Deutschland unter den Weltvölkern“ das britische Programm, er beruft sich auf zwei aktenmäßige Bekenntnisse — für Ägypten auf Willcocks,

den Erbauer der großen Nilsperrre von Assuan und Generaldirektor der ägyptischen Bewässerungswerke, und für Indien auf Lord Curzon, den Vizekönig von Indien — und er bezeichnet eben Lord Curzon als den „Vater jenes wahrhaft grandiosen Gedankens“.

Eine geschichtlich weiter suchende Recherche de la paternité muß dann aber Friedrich List — um im Bilde des Stammbaums zu bleiben — die „Urgroßvaterschaft“ auch für diese Idee zuweisen: was die Engländer Willcocks und Curzon in der geographischen Gesellschaft zu Kairo und im britischen Parlament jetzt im Jahre 1903 vortrugen und forderten, ist nur eine Wiederholung dessen, was der Deutsche List schon geschaut und geschildert hat in seinen Eisenbahnplänen Anno 1830 bis 1846 — zur Urgroßväterzeit also, wo Deutschland selbst noch keine einzige Eisenbahn hatte, wo alle Eisenbahnentwürfe — vornean die Listischen — als gefährliche Märchen verhöhnt und verspottet oder als schwindelhafte Projekte verleumdet wurden, wo der preußische Generalpostmeister Eisenbahnbauten überhaupt verbot, und wo Deutschland achtunddreißig verschiedene Zollordnungen trennten, also daß ein Franzose die Deutschen mit Tieren in der Menagerie vergleichen konnte, die sich nur hinter Gittern anschauen dürfen. Da konstruierte List in Flugschriften und Kartenzeichnungen mit technischen Trassierungen und samt ziffernmäßigen Rentabilitäts-garantien nicht nur die deutschen Eisenbahnen in all ihren Hauptlinien, und zwar genau so, wie sie heute laufen — da befürwortete er auch die europäisch-

asiatisch-afrikanischen Verbindungen London—Berlin—Konstantinopel—Suez—Bagdad—Kalkutta, wie sie heute zumeist schon Wirklichkeit geworden sind oder bald vollends werden. Litz erweist und bewährt sich als Enzyklopädist im tiefsten und weitesten Sinne durch diese seine divinatorischen Studien für das Rotted-Wellkersche Staatslexikon, das freilich damalige Regierungen von Metternichs Gnaden verboten haben.

Und dieses Wahrsagen — in des Wortes prophetischem und buchstäblichem Sinne — holt Litz nicht etwa, wie wir heute, aus dem Augenschein eigener Reisen im türkischen Zentrum des künftigen Bahngebiets. Der verbannte Flüchtling und unstete Wanderer hat vom unfreundlichen Europa wohl Frankreich, England und Osterreich-Ungarn beobachten können und drüben das gastliche Amerika, das er als der erste Deutsche volkswirtschaftlich studiert hat. Das will immerhin etwas heißen angesichts der Tatsachen, daß damals dem württembergischen Ministerium die Mainstadt Frankfurt als ein auswärtiger Staat erschien, für welchen Litz als Tübinger Universitätsprofessor der Staatswissenschaft keine Konsulentengeschäfte übernehmen durfte, und daß Sachsen und Bayern den Schwaben Litz als lästigen Ausländer behandelten. Asiens oder Afrikas Boden aber hat Litz nie betreten; seine persönlichen Beziehungen zum asiatischen Orient beruhen auf Vergleichen seines allgemein-heimatlichen und eigen-familiären Erlebens mit der auch zu seinerzeit sprichwörtlichen Despotie der Türkei. Litz empfindet die in ganz Deutschland mächtige

Bureaufratie als „halborientalischen Auswuchs, gleich einem schlingpflanzartigen, alles überwuchernden Unkraut“. Hat er es doch daheim erlebt und erlitten, daß die brutale Willkür der württembergischen Beamtenoligarchie seiner Mutter und seinem Bruder jähen Tod, seiner Frau rasche Erkrankung und ihm selbst durch einen förmlichen Justizmord quälende Kerkerpein als Quittung für seinen unbequemen und aufrichtigen Patriotismus gebracht hat. Und Afrika ist für Vist die schmerzliche Stätte des Verlustes seines einzigen Sohnes, der im sieberheißen Algier der französischen Koloniarbeit erlegen ist. Der „Blick auf die Karte“ genügte dem scharf- und weitichtigen Geographen — der als Knabe statt in der väterlichen Gerberwerkstatt lieber hinter Land- und Reisebeschreibungen gesessen war, und der als Autodidakt lange historische Lektüre bevorzugt hatte — um wirtschaftspolitisch einander nahezubringen, was weltgeschichtlich durch Meeresbreite und Wüstenweite getrennt schien. Und seine einzige und erste Erfahrung mit seiner amerikanischen Bahn, die der von ihm entdeckten pennsylvanischen Steinkohle den Weg nach Europa erschlossen hat, ergänzte und bestätigte seine nationalökonomische Theorie von den Eisenbahnen als „Volkswohlfahrtsanstalten“ durch eine erfolgreiche Praxis.

Von dieser seiner amerikanischen Erfahrung geht Vist aus, wenn er am Ende der zwanziger Jahre in seiner Korrespondenz mit dem Münchner Oberbergrat Joseph von Baader (dem Bruder des Philosophen Franz von Baader) und in seinen „Mitteilungen aus

Amerika“ zunächst ganz allgemein mahnt, wenn sich — das damals noch ganz bahnlose — Deutschland nicht länger dem Fortschritt verschließe, werde es eine großartige Umwälzung zum Besseren erleben: die alten Handelswege würden wieder hergestellt, Hamburg und Venedig einander genähert, der Verkehr mit der Levante wieder eröffnet werden, und die Post von Kalkutta nach London müsse zuletzt den Weg über Deutschland nehmen. List macht diese seine erste Feststellung eines solchen englisch-indischen Zusammenhangs lediglich noch vom Gesichtspunkt eines für Deutschlands Mittellage Verkehr fördernden und Handel wirkenden Transportsystems und Transversalwegs. London und Bombay hat einst die Segelschiffahrt um das Kap der Guten Hoffnung in neun Monaten verbunden, zu Lists Zeit das Dampfschiff bereits in neun Wochen dank dem Bahnanschluß Suez—Kairo—Alexandrien und heute wiederum eine Vereinigung von Bahn und Schiff über Land und Meer und Kanal in nicht viel mehr als neun Tagen. Zwischen Berlin und Bombay liegt Bagdad mitten drin: die Post von Berlin nach Bagdad braucht heute auf dem sichersten Wege (eben über Bombay) zweiunddreißig Tage, auf der raschesten Route (über Aleppo) vierundzwanzig Tage, und künftig durch die Bagdadbahn nur acht Tage.

Eine solche handelswirtschaftliche Beurteilung leitet auch Lists spezielle, spätere Beiträge zur türkischen Frage ein: besonders seine vier Artikel über Ägypten, Arabien und Asien, sowie über Eisenbahnen und Kanäle, zusammen etwa zweihundertseitige Aufsätze, von denen

bisher keiner in irgendeine Ausgabe der „gesammelten Werke“ Lists übergegangen ist und die in dem von List angeregten und redigierten Rottect-Welckerschen Staatslexikon in den Jahren 1835—1837 zusammenzusehen sind. Eine Zusammenfassung dieser Räsonnements Lists wird gut daran tun, bei aller Kürzung möglichst wortgetreu zu bleiben; so läßt sich erst recht erkennen, wie die Motive und die Methoden der europäischen Orientpolitik bis zum heutigen Tage damals bereits von List charakterisiert worden sind. Zudem bietet die Lektüre dieser Listschen Lexikonbeiträge auch den Reiz ganz moderner, meist materiell richtiger „Zeitartikel“ voll lebendiger Anschaulichkeit.

Das ist damals die Zeit, wo der türkische Statthalter in Ägypten, Mehemed Ali (dessen Sohn Ibrahim Pascha unser List in London in seinem letzten Lebensjahre noch kennen lernt) das alte Pharaonenland reformiert und wieder bereichert durch Dämme, Kanäle und Bewässerungsanlagen im Niltal und durch Getreideernte, Baumwollkultur und Indigomonopol, und wo er sich zu Ägypten hinzu noch Arabien und Syrien geholt hat.

„Und neuerlich,“ bemerkt List, „führt Mehemed Ali den großen Plan im Schilde, das Rote Meer mit dem Mitteländischen Meer vermittels einer Eisenbahn von Kairo nach Suez zu verbinden . . . Eine Fortsetzung dieser Bahn bis Syrien würde die Ufer des Euphrat und Tigris zu seiner Disposition stellen und seine Macht der Pforte gegenüber verdoppeln . . . Sollten diese Erwartungen in Erfüllung gehen, so wird auch der zweite Handelsweg der Vorzeit von Europa nach dem südlichen Asien in die Gewalt des Bize-

königs von Ägypten kommen, nämlich jener längs des per-
sischen Meerbusens und des Euphrat oder des Tigris (über
Bassora und Bagdad) nach den Küsten des Mittelländischen
und des Schwarzen Meeres, welchen zu eröffnen und nicht
minder als den über das Rote Meer und Suez zu beschützen
darum in seinem (des Ägypters) Interesse läge, weil dessen
Begünstigung das sicherste Mittel wäre, den Wohlstand jener
Länder zu heben, folglich sich ihrer Anhänglichkeit zu ver-
sichern.“

So sieht List auch schon die strategisch-politische
Seite dieser Bahnen (etwa der heutigen Hedschasbahn
Aleppo—Medina—Mekka und ihrer in Aleppo bald
bevorstehenden Vereinigung mit der Bagdadbahn). Die
geographisch-politische Betrachtung bringt List sogleich
auf England, dessen britisch-indische Gemeinschaft in
der ägyptischen Mitte gefährdet werden kann, weshalb
ja auch Napoleon in Ägypten den indischen Osten
Englands hat treffen wollen. Und andererseits:

„Man bedenke nur, welcher ungeheure Vorteil England
aus der Anlegung einer elektrischen Telegraphenlinie er-
wachsen würde, vermittels deren Ostindien mit derselben
Leichtigkeit von Downing=Street aus zu regieren sein würde
als jetzt Jersey und Guernsey.“ (1846!)

Eine Bestätigung und Ergänzung seiner Auf-
fassung findet List auch in dem Gutachten des eng-
lischen Parlamentskomitees, dessen Forschungsreise-
bericht (aus dem Jahre 1834) er so genau studiert,
daß er über die verschiedenen Möglichkeiten der
Route, über Risiko und Rentabilität gleich einem
Ingenieur und Kaufmann zahlengenaue Berechnungen
aufstellen kann.

„Das Komitee ist überzeugt, daß die Herstellung der alten Handelswege eine bedeutende Revolution in dem Verkehr mit Asien bewirken wird, und unter allen europäischen Nationen für keine von größerem Interesse ist als für die englische, deren Handelsgröße mit der Erhaltung und Ausdehnung ihrer Macht in Indien in so enger Verbindung steht. . . . England beobachtet mit der höchsten Eifersucht jeden Schritt, der darauf abzielt, es in jenem Besitz zu stören. Jetzt eben (1835) ist nicht Frankreich, dem es neuerlich großmütigst vergönnt, zur Zerstreuung und zur Entschädigung für ernstere Unternehmungen in Algier Kolonisieren zu spielen (wie heutzutage in Marokko!), sondern Rußland Gegenstand seiner Eifersucht.“

Rußland nun rät List zu seiner inneren Zivilisation, „die Herbeiziehung der europäischen Überbevölkerung (heute leben einundeinehalbe Million Deutsche im russischen Reich) und die Edukation eines freien Bürger- und Bauernstandes durch Erteilung von Municipalfreiheiten“; und für weitaussehende Eroberungspläne weist er es nach China auf den Weg einer (sibirischen) Bahn (in die Mandchurei). Aber auch:

„Rußland kann sich in den Besitz von ganz Armenien und folglich von dem oberen Flußgebiet des Euphrat und Tigris setzen,“ und wer die besitze, der habe auch die Mündungen dieser Flüsse in seiner Gewalt, gemäß dem beweiskräftigen Beispiel der Kaiser Trajan und Julian. Wohl läge es in dem Interesse Persiens, einer russischen Vergrößerung, welche den Besitz seiner Provinz Aserbeidschan gefährdet, Widerstand zu leisten; allein der Schah würde, um sich den Schutz Rußlands zu erkaufen, ihm ohne Zweifel in diesem Unternehmen noch beistehen.“ (1855 und 1910! — in Voraussicht der russisch-englischen Vereinbarung, die

Persien dem russischen Bären und dem englischen Löwen ausliefern wollte!) Übrigens „man möge sich erinnern, welcher Schaden dem Ansehen der englischen Macht in Asien daraus erwachsen sei, daß man dem Schah von Persien früher Subsidien gereicht habe. Die Asiaten hätten daraus den Schluß gezogen, England sei Persien tributär geworden, und hätten deshalb die Engländer zu verachten angefangen. Zwar liege der Euphrat, insoweit er von den Dampfbooten befahren werde, unter der nominellen Oberhoheit der Pforte, aber diese Macht hätte die herumziehenden Araber so wenig in ihrer Gewalt als die Sturmwinde der Wüste; folglich müßten mit jedem einzelnen Häuptling Verträge abgeschlossen werden.“ (Vgl. jetzt ebensolche Transaktionsversuche Englands mit dem Scheich von Ruweit und dem Scherif von Mekka!) „Da Rußland der unmittelbare Nachbar des englisch-ostindischen Reiches zu werden droht, . . . muß es England ebenso erwünscht als Rußland widerwärtig sein, aus dem Schutte des osmanischen Reichs eine Macht erstehen und erstarben zu sehen, welche, durch ihre Lage von England hinlänglich abhängig, den Fortschritten der russischen Macht im Orient Grenzen zu setzen und damit das englisch-ostindische Reich gegen ein feindliches Zusammenstoßen mit der russischen Macht zu decken verspricht.“ So „scheint das Interesse Englands in Beziehung auf das westliche Asien dahin zu gehen, den bestehenden Zustand in Persien und in der asiatischen Türkei so lange aufrechtzuerhalten, als es geht, dann aber, wenn er nicht mehr zu erhalten wäre, dem Vizekönig von Ägypten unter der Bedingung beizustehen, daß ihm (England) diejenigen Plätze abgetreten werden, deren es bedarf, um sich seines Handels und der freundschaftlichen Gesinnung der ägyptischen Macht für immer zu versichern.“

So empfiehlt List den Hafen von Aden und die Insel Socotra: „Socotra verdient der Sitz einer englischen Kolonie zu werden.“ Socotra wird tatsächlich im selben Jahre noch (1835) von England als Kohlen-

station genommen, und Aden selbst auch alsbald: vier Jahre nach List's Artikel. Der Raum reicht nicht, um alle Parallelen zu spezialisieren. Schließlich schätzt List Englands Zukunft so übermäßig ein, daß er sie sogar überschätzt:

„Kein lebender Mensch kann sagen (1846), wann England jene Brücke herstellen wird, die über Gibraltar und Ceuta, Iviza und Majorca, Sardinien, Sizilien und Malta, Kreta und Zypern nach Kairo und Suez, nach Damaskus und Bassora führt; aber das darf man fest sagen, das Menschenkind ist geboren, das alles dieses ausgeführt sehen wird.“

Die Hälfte dieser Mittelmeernamen ist heute englisch; andere sucht England durch weitere Verträge sich zu sichern.

Freilich: so sehr List diese englische Interessenpolitik begreift und so wenig er an ihrem endlichen Erfolg zweifelt, so kleinlich und so beschränkt erscheint ihm doch im ganzen die gegenseitige Eifersüchtelei der „europäischen Orientpolitik“ sub specie einer humanen Kultur:

„Wenn irgend etwas beweist, daß die höhere Politik noch in den Windeln liegt, nämlich jene edlere Wissenschaft, jenes vernünftige Streben, das — die Interessen der gesamten kultivierten Menschheit gegenüber der Barbarei als eines betrachtend — die Ausgleichung der Separatnationalinteressen und ihre Vereinigung sich zum Ziele steckt, und welches zur herrschenden Politik, die nur darauf auszugehen scheint, sich wechselseitig in den Fortschritten gegen die Barbarei den Weg zu versperren, ungefähr in demselben Verhältnis steht wie die kurzichtigste Munizipalpolitik zu der erleuchtetsten Staatspolitik; wenn, sagen wir, etwas beweist.

daß das, was man jetzt europäische Politik nennt, den Bedürfnissen der europäischen Staaten und dem Kulturzustand der europäischen Völker nicht entspreche, so sind es die Bewegungen der europäischen Diplomatie im Orient, die wohl mit viel leichterer Mühe, als die Aufrechterhaltung der Barbarei kostet, das westliche Asien der Kultur gewinnen könnte.“

List mahnte die Mächte, Asiens Länder sämtlich als neutrales Handelsgebiet für alle europäischen Nationen zu erklären. „Die Engländer selbst würden im Laufe der Zeit zur Einsicht gelangen, daß diese Weise unendlich besser geeignet ist, ihre Handels- und Industrieinteressen zu befördern als ihr Partikularismus.“

So proklamiert List den Grundsatz der offenen Tür, auf den das neue Deutschland in der asiatischen wie afrikanischen Politik sich immer wieder zu berufen hat — auch England gegenüber. Der deutsch-englische Gegensatz, der unsere ganze Politik beherrscht, ist in dieser Gegenwartsform List noch nicht bekannt. Wohl meint er in einer Art Ahnung (1835): „Was Indien und Seeherrschaft betrifft, so ist England mit einer Eifersucht behaftet, welche ihm zuweilen Gefahren, die jedenfalls in Jahrhunderten sich zeigen mögen, als ganz nahe bevorstehend vorspiegelt.“ Und wohl will List auch gegenüber englischer Exklusivität — 1841 — einen Suezkanal und eine Euphratbahn durch österreichische Obhut international garantiert wissen. Auch eine künftige Konkurrenz zwischen einer ägyptischen (jetzt eigentlich englischen) Suezstraße und einer mesopotamischen (bald im Grunde deutschen) Bagdadbahn,

die heute schon der „trockene Weg nach Indien“ genannt wird, kann List konstruieren. Aber die deutsche und die englische Entwicklung gerade im Orient sieht List doch mehr nebeneinander hergehen als gegeneinander sich zuspitzen; auch seine Denkschrift „Über den Wert und die Bedingungen einer Allianz zwischen Großbritannien und Deutschland“, die er unter dem Eindruck seines Londoner Parlamentsbesuchs ausarbeitet (1846), sieht eine spätere Synthese der sonstigen englisch-deutschen Differenzen unter den zwei Voraussetzungen: eines asiatisch-ozeanisch-australischen Riesenreichs Englands und einer Ausdehnung der deutschen Herrschaft über alle europäischen Besitzungen der Pforte, „so daß den Engländern die schnellste Landkommunikation durch das unmittelbare Aneinanderstoßen der Besitzungen beider Mächte gegen jede mögliche Störung einer feindlichen Macht für alle Zeiten gesichert wäre“. Auch gegenüber Amerika z. B., dessen panamerikanische Union samt Kanada und Mexiko und samt Panamakanal List ahnt, bis zum Hinüberdrängen Amerikas selbst nach China und Japan hinein. Oder auch gegenüber einem französisch-russischen Bündnis, das einmal beide Flanken Deutschlands bedrohen werde. Freilich: eine künftige Allianz wird mit England nicht ein Deutschland verbinden: „wie es gegenwärtig ist (1846), sondern Deutschland, wie es sein sollte und wie es mit Hilfe Englands werden könnte“.

List berechnet dabei in seiner Zeit, wo es nur den Zollverein gibt, ein künftiges einiges und großes

Deutschland „mit seinen siebenzig bis achtzig Millionen Einwohnern (einschließlich der von Deutschland abhängigen Länder)“. Heute zählt das neue Deutschland allein mehr als sechzig Millionen, und mit dem unserem Westreich von Vist von Anfang an wirtschaftlich empfohlenen Ostreich in Österreich-Ungarn (fünf- undvierzig Millionen) zusammen einhundertundzehn Millionen; und gar mit den einem solchen Großdeutschland gleichfalls von Vist als gemeinsames Handelsgebiet gegen Englands Monopol zugewiesenen germanisch-skandinavischen Ländern: Schweiz (dreieindrittel Millionen), Dänemark (zweieinhalb Millionen) und Holland (eine Million) — zusammen rund einhundert- undzwölf Millionen. Diese sowohl besonders-deutsche als allgemein-germanische Volkskraft hat also selbst die fecken und kühnen Perspektiven des „Phantasten“ und „Utopisten“ Vist schon überholt und übertriffen.

Und dieses mächtige Gewicht eines solchen schaffenden und wirkenden Nationalreichtums des neuen Deutschlands, das innerhalb zweier Generationen eine Verdoppelung seiner Bevölkerung erleben kann, hat auch bei der Wage, die an der europäisch-asiatischen Grenze in Konstantinopel aufgerichtet ist, die Balance verändert und verschoben, auch über die Berechnung Vists hinaus. Zwischen Vist und uns liegt mittendrin für Deutschland die Einigung durch den Deutsch-Französischen Krieg: was der Sieg von Sedan auch für die Türkei bedeutet, hat der türkische Staatsmann Ali Pascha 1871 schon angedeutet, wenn er dem

österreichischen Botschafter erklärt, Preußen werde nunmehr bemüht sein, sich in Österreich einen Verbündeten zu erwerben; daraus ergebe sich für die Pforte der Schutz, den sie so lange entbehrt hätte.*) Und: zwischen Liss und uns liegt mittendrin für England die Ablenkung und Zersplitterung seiner nördlichen Kraft nach Südafrika hin durch das dortige Gold; das bedeutet für die Türkei eine Zeitverlängerung für ihre langsame Genesung. Liss hat Asiens eigene Renaissance unterschätzt, im fernen Osten Japans wie Chinas und auch im näheren Orient der Türkei.

Beides hängt innerlich und eng zusammen: ein starkes Deutschland hat auch eine stärker werdende Türkei bewirkt. Und zwar wiederum durch das Lissische Mittel eines Verkehr und Werte schaffenden und zugleich national-zentralisierenden Eisenbahnsystems. Die

*) Auch für das weitschauende Wort eines anderen türkischen Diplomaten scheint die Zeit zu reifen: Die Politik des gemeinsamen Gegenseites gegen Rußland und gegen England und der gemeinsamen Annäherung an Deutschland ist türkischerseits wie chinesischerseits schon erkannt und ausgesprochen worden, u. a. zwischen Rustem Pascha und dem chinesischen Botschafter Siefungtscheng, der zur Zeit des Bokerkrieges bereits notiert hat: „Le Pascha m'a dit de plus: les conditions dans lesquels se trouvent la Turquie et la Chine se ressemblent. Plus tard, il y aura certainement des hommes qui trameront de nuire à nos deux pays, et nous ressentirons, à un haut degré, la compassion réciproque qui naît d'un mal commun. Si nos deux pays pouvaient conclure un traité de paix qui les liât comme pays amis, ce serait réellement un avantage pour l'un et pour l'autre. En effet, notre crainte intime, c'est la Russie.“

von Liss für das türkische Kleinasien gezeichneten Schienenwege durchfurchen und durchbahnen heute Anatolien, Syrien, Palästina und Arabien als anatolische Bahn von Konstantinopel bis Konia und von dort bald als Bagdadbahn über Aleppo bis zum Persischen Meer und als heilige Hedschasbahn von Aleppo bis Medina und bald auch noch nach Mekka — allerdings heute noch ohne englischen Anschluß von Ägypten her und ohne englische Hinüberführung quer durch Arabien und Südperisien nach Britisch-Indien: Port Said—Akaba—Basra—Quetta. Und das ist das Wesentliche: alle jene jetzigen Bahnen haben ihren Kopf nicht drunten in der ägyptisch-englischen Ecke, sondern droben in der Konstantinopeler Residenz des großtürkischen Sultans und Kalifen. Das heißt: sie dienen nicht dem englischen Ziele, von einem ägyptisch-arabischen Ausgangspunkt aus die Türkei zu teilen und zu schwächen und Englands Prestige als muhammedanischer Vormacht, die heute schon mehr als doppelt soviel Millionen Muhammedaner in sich schließt als selbst die osmanische Türkei, in Indien gegen die Hindugefahr zu fördern; sondern sie haben — zumeist unter der Bauleitung von deutschen Ingenieuren und von deutschen Militärinspektoren und teilweise auch (wiederum geradezu gemäß einem Liss'schen Vorschlag) durch Verwendung tüchtiger türkischer Truppen als Wegarbeiter und Handwerker — das türkische Reich zusammengeführt, zusammengeschlossen und zusammengehalten und beispielsweise durch die Bahn, die Konstantinopels leitenden Kopf in eine

fünftägige Nähe von Mekkas heiligem Herzen bringt, die syrisch-arabischen Provinzen zum türkischen Regierungssitz hin konzentriert — so erfolgreich, daß die von der Türkei beabsichtigte Abzweigung der heiligen (Hedschas-) Bahn von Maan an die ägyptische („englische“) Sinaihalbinsel hinüber nach Akaba vor wenigen Jahren von England sogar als bedrohliche Gefahr (als strategische und kommerzielle Konkurrenzlinie Haifa—Maan—Akaba) gegen den Suezkanal empfunden und bei Abdul Hamids Diplomatie verhindert worden ist.

Englands Plan tendiert zentrifugal. Deutschlands Bahn gravitiert zentripetal.

Man muß sich vorstellen: die türkischen Bahnen, die schon zu Lists Zeit und seitdem durch achtzig Jahre englischer Orientpolitik hindurch in den englischen Akten und im Interesse einer englischen Weltsuprematie projektiert worden sind, führt jetzt Deutschland während einer erst dreißigjährigen Orientpolitik (seit dem Berliner Kongreß) für nationaltürkische und wirtschaftlich-deutsche Kulturarbeit durch. Dieser Vergleich und dieser Unterschied mag für die Handelsmethode des jungen Deutschlands und gegen die Territorialpolitik des alten Englands sprechen; er kann aber auch die gespannte Nervosität Englands veranschaulichen und erklären. „Alle Inseln spürt er, alle fernen Küsten — nur das Paradies nicht auf“ — so hat Schiller seinerzeit beim „Antritt des neuen Jahrhunderts“ den Briten sich ausbreiten sehen; aber bald schon sollte England auch das mesopotamische „Paradies“ voll von künftiger Getreide- und

Baumwollüppigkeit erspähen und wollte es auch „schließen wie sein eigen Haus“ — da sieht es, wiederum an der Wende eines Jahrhunderts, durch Deutschlands junge, aber kräftige Konkurrenz sich gedrängt und gefährdet. Wie sagte doch List? Die Kultur Asiens wird folgen, nachdem das Privatinteresse ihr den Weg „gebahnt“ hat.

So versteht sich schließlich auch die Formulierung des Engländers Willcocks, der seine ägyptische Praxis für die indische Nachbarschaft fruktifizieren will, und der angesichts der Bagdadgebietkanalisation fragt: „Soll der Kanal mit englischem Kapital gebaut werden, das seine Hände vom Persischen Golf her ausstreckt, oder von deutschem Kapital, das von Westen kommt? Soll es der Kanal Kaiser-i-Hind oder der Kanal Kaiser-il-Elmaigna werden?“ So gewinnen Schachbrett und Schacherbrett über dies Wortspiel hinaus — synonyme Bedeutung.

Man kann sagen: England hat sich lange das von List gezeigte Ziel einer Türkeihalbung gesetzt (das sich auch in das anekdotische Bild der „schwäbischen Kunde“ seines Landsmanns und Kammerkollegen Uhland übertragen läßt: „zur Rechten sieht man wie zur Linken einen halben Türken heruntersinken“). Aber Deutschland hat die Listische Methode angewendet: daß es nämlich „europäische Kriegskunst und Disziplin und europäische Mechanik“ sind, die „auf die Wiedergeburt des westlichen Asiens mächtig wirken“ werden. Selten ist eine Prophezeiung so wortwörtlich erfüllt worden wie dieser Listische Satz. Die türkische Juli-

Revolution hat diese Wahrheit auch Fernerstehenden geoffenbart, und die türkische April-Revolte hat sie auch Zweiflern bestätigt: die türkische Neubelebung und Neugestaltung ist vom türkischen Militär ausgegangen; das heißt: vom türkischen Offizierkorps, das deutsch geschult ist. Mit der Mission Moltkes hat dieser Einfluß begonnen, und in den Persönlichkeiten des deutschen Generals von der Goltz Pascha als türkischem Armeeorganisator und seiner beiden Schüler, des Majors Enver Bey als jungtürkischem Freiheitshelden und des türkischen Generalissimus Schemket Pascha als Militärdiktator, verkörpert sich dieser kausale Zusammenhang von „europäischer Kriegskunst, Disziplin und Mechanik“ einerseits und türkischer Renaissance andererseits — ein Zusammenhang, der auch in der Komposition der türkischen Revolutions-Marseillaise, des Silistriamarsches, durch deutsche Militärmusikmeister symbolisiert erscheint. Die türkische Revolution ist ebenso eine Folge des deutschen Arbeitsgeistes in der türkischen Armee wie ein Erfolg der deutschen Politik, deren Programm es war und ist, eine selbständige, militärisch und wirtschaftlich starke Türkei zu schaffen und zu halten.

Damit ist auch die Frage beantwortet, die der Nationalökonom Wilhelm Roscher gelegentlich seiner Herausgabe von List-Briefen Anno 1877 so formuliert hat: „Ob sich Lists prophetischer Geist auch wohl darin bewähren wird, daß ihm die künftig von der Türkenherrschaft befreiten Länder als das vornehmste Kolonisationsgebiet der Deutschen vor-

schweben?" Roscher wird wohl jene „Asia“ Lists im Auge haben, wo dieser den Wunsch ausspricht:

„Möchte Deutschland, das durch die Tüchtigkeit seiner Bewohner für die Anlegung von Kolonien und für Gründung von Etablissements in fremden Ländern so sehr berufen ist, an dem Werk der Zivilisation Asiens teilnehmen, auch bei Verteilung der Vorteile, die es verspricht, nicht leer ausgehen.“

Voraussetzung hierfür ist bei List wie bei Roscher eine — damals allgemein vermutete — Auflösung des alten türkischen Reiches. Jetzt haben wir aber die neue, die junge Türkei erlebt. Dadurch verändert sich die Voraussetzung der Vergangenheit wie die Folge für Gegenwart und Zukunft. Wohl gibt es alldeutsche Agitatoren, die einer förmlichen Massenansiedlung in der Türkei das Wort reden, gerade unter Hinweisen auf die kolonialisatorische Fähigkeit und die nationale Fähigkeit eines so vorzüglichen Pionierkorps wie der schwäbischen Landsleute Lists, die eben zu Lists Zeit schon als „brüderliche Auswanderungsharmonien der Kinder Gottes“ das Donautal entlang nach Transkaukasien gezogen sind und die bald nach Lists Tode als Templer in Palästina sich niedergelassen haben. Demgegenüber macht aber Paul Rohrbach mit Recht die geographisch-klimatischen, religiös-konfessionellen und politisch-staatsrechtlichen Bedenken geltend, die gegen eine territoriale Kolonisation in Kleinasien ausschlaggebend sind, im Interesse der Türkei selbst wie auch der deutschen Beziehungen zur Türkei. Das hat schon für das ancien régime der Türkei gegolten und gilt

noch mehr für den nationalen Patriotismus der jungtürkischen Ära, die ein selbständiges und erstarkendes Staatswesen verbürgt. Die deutsche „Kolonisation“ will keinerlei Terrainwerb; sie wählt die Wirtschaftsform von Handel und Wandel, und sie nimmt so teil — um List zu wiederholen — „an dem Werk der Zivilisation Asiens und an der Verteilung der Vorteile, die dies Werk verspricht“.

Ähnlich sieht sich die Situation in der bisherigen europäischen Türkei an, in Mazedonien. Auch dort hin hat Lists Blick sich bereits gerichtet. List kennt das württembergische Auswanderungsproblem schon aus seiner Jugend, da er als Stuttgarter Regierungsaktuar nach Heilbronn entsandt wird, um die Weinsberger Bauern zu verhören, die nach Amerika hinüberdrängen und die sein amtliches Abraten mit Klagen über Steuerlasten und Polizeiwillkür beantworten: „in Amerika lieber Sklave als im Weinsberger Amt Bürger sein zu wollen“. Und auf seiner eigenen amerikanischen Reise findet List später in Economy drüben selbst sein „heimliches Schwabenland“ in der sozialistischen Kolonie des württembergischen Sektenführers Kapp. Diese deutsch-amerikanische Auswanderung erscheint ihm aber trotzdem nicht als die nächstliegende Richtung: er rät zur Ansiedlung von Bauerngut neben Bauerngut in den Gebieten, die wir heute als Ostmark (in Preußen) und als Südmark (in Österreich) kolonisieren und kultivieren. List sagt in seiner Schrift über „Die Ackerverfassung, die Zwergwirtschaft und die Auswanderung“ u. a. schon:

„Die Uferländer der Donau links und rechts von Preßburg bis zu ihrer Mündung, die nördlichen Provinzen der Türkei und die westlichen Ufer des Schwarzen Meeres, bieten sie nicht dem deutschen Auswanderer eine Masse unbenützter, aber natürlich fruchtbarer Ländereien, die ihm nicht schwerer erreichbar wären, als es dem Nordamerikaner von NeuYork oder Pennsylvanien die Ländereien am Mississippi oder Missouri sind? Haben nicht Böhmen und andere österreichische Provinzen, hat nicht Preußen, Mecklenburg u. a. noch eine Menge großer Güter, die, nach dem Beispiel der englischen Grundherren, in Zeit- oder Erbpacht gegeben, ihren Besitzern eine ungleich höhere Rente bringen und ihnen damit für das Aufgeben nur vermeintlich vorteilhafter Vorrechte reichliche Entschädigung gewähren würden? Welche mächtigen Quellen des Reichthums lassen diese Aristokraten unbenützt! Welchen gewaltigen Strom von Macht läßt das südöstliche Deutschland nach dem Ozean fließen! In den Kanal der Donau geleitet, was könnte er bewirken? Geringeres wahrhaftig nicht als die Begründung eines mächtigen germanisch-magyarischen östlichen Reiches, einerseits vom Schwarzen, andererseits vom Adriatischen Meer bespült und von deutschem und ungarischem Geist besetzt.

Allein der Weg dahin geht über Ungarn, und solange Ungarn nicht mit Leib und Seele eins ist mit Deutschland, ist weder dort noch weiterhin für uns etwas Tüchtiges zu machen, im Verein mit Ungarn dagegen alles! Ungarn ist für Deutschland der Schlüssel zur Türkei und zur ganzen Levante, zum Orient, und zugleich ein Bollwerk gegen nordische Übermacht.“

So sagt und sieht es List schon 1842 — und zwar mit einer solch modernen Prägnanz, daß sie der Wiener Oberbürgermeister Lueger sich zu eigen machen konnte, wenn er selbst — wohl unbewußt im Bilde Lists — das Schlagwort prägte: „Die Magyaren

sind der Riegel, der Osterreich den Orient verschließt; dieser Riegel muß gesprengt werden!"

Hieher gehört auch Lists Denkschrift für „Die nationalökonomische Reform des Königreichs Ungarn“ (1845) sowie seine persönliche Reisepropaganda durch Ungarn hindurch mit der gleichen Tendenz. Politisch empfiehlt List in seinem Promemoria an Metternich — wenige Jahre noch vor der von List vorausgesagten, aber nicht mehr erlebten achtundvierziger Revolution — das Freiheits- und Wahlrechtsprogramm von „Demokratie und Kaisertum“, wie es heute Osterreich sich zu eigen macht und Ungarn in Aussicht nimmt: „geboren in einer deutschen Reichsstadt, war mein Liberalismus historischen Ursprungs, und an der Spitze meiner Republiken stand immer ein Kaiser“. Und wirtschaftlich rät List, das ihm in seiner ganzen Schwierigkeit gegenwärtige österreicherisch-ungarische Problem durch schleunige Reformen zu lösen, die seitdem erst stückweise reifen: Erschließung der Hilfsquellen des Landes, Erleichterung der Einwanderung von Menschen und Kapital und Verbesserung der Verkehrswege, besonders der Eisenbahnen.

Und so popularisiert List (bereits 1837, in seinem Staatslexikonbeitrag über „Eisenbahnen und Kanäle“) die Linie, die heute als Orientbahn Wien mit Konstantinopel verbindet:

„Bei den unermesslichen Naturreichtümern Ungarns ist die Fortsetzung der Route Wien-Preßburg bis zur österreicherisch-türkischen Grenze kaum zu bezweifeln. Und da nichts so sehr dazu beitragen kann, einerseits die Reform-

und Zivilisationspläne des türkischen Kaisers, anderseits den politischen Einfluß Österreichs gegen Osten hin und seinen Handel nach der Türkei und der ganzen Levante zu befördern, wie die Fortsetzung dieser Linien bis Konstantinopel, so ist vorauszusehen, daß zur Realisierung dieser Verbindung Österreich alles aufbieten und die türkische Regierung sich in jeder Beziehung bereitwillig zeigen wird. Unsere Hoffnung erscheint um so begründeter, als auch in diesem barbarischen Reich die politische Eifersucht mächtig zur Errichtung solcher Werke antreibt.“

Und:

„Solcherweise wird die Hohe Pforte im Interesse ihrer Selbsterhaltung zu gleichen Vorschriften genötigt, und gelingt es ihr, durch die Vermittlung Österreichs die erforderlichen Geldmittel aufzutreiben, so kann noch die mittlere Generation unserer Zeitgenossen erleben, daß man von Wien nicht nur nach Konstantinopel, sondern bis nach Kleinasien und Ägypten, ja bis an die Grenzen von Abessinien und in das Innere von Afrika und Asien vermitteltst Dampfwagen und Eisenbahnen gelangen kann.

Nicht minder muß es Österreich daran gelegen sein, Wien und Ungarn mit Triest und Venedig in Eisenbahnverbindung zu bringen, schon darum, weil erst durch diese Verbindung die bereits im Bau begriffene Bahn von Venedig nach Mailand in militärischer wie in kommerzieller Beziehung ihre volle Bedeutung erlangt.“

So wird schon damals, wo die Lombardei noch zu Österreich gehört, für und durch List auch die österreichisch-italienische Konkurrenz nach der Adria hin offenbar — der österreichisch-italienische Wettbewerb um die Levante, der auch in der während des letzten Jahrzehnts trassierten österreichisch-türkischen Sandschatbahn (Serajewo—Mitrowiça—Saloniki) und ebenso in

der erst vor wenigen Jahren vom österreichischen Kaiser eingeweihten Tauernbahn sich fortsetzt. Jene Linie — die Sandschafbahn, die das österreichische Bosnien über den Balkan ans Ägäische Meer und später nach Griechenland hinuntertragen soll — schwebt gleichfalls schon List vor, wenn er Österreich eine künftige Vereinigung der Adria mit der Nordküste des Archipelagus empfiehlt; und die neue Tauernbahn rückt nicht nur Wien und Salzburg, sondern auch München und Berlin — und selbst Hamburg und Bremen und so sogar die Nordsee — an die südliche Adria heran — wiederum handelspolitisch wie militärisch-strategisch; und verkürzt so auch für Deutschland den Weg zum Adriatischen Meer, zum Suezkanal (Berlin—Alexandrien in fünf Tagen) und so auch nach Ostafrika und Ostasien.

List's großdeutsche Politik läßt solche deutsch-österreichischen Zusammenhänge nie außer acht. List unternimmt eine besondere Reise nach Österreich (1844), um die „hochwichtige Bahn zwischen Donau und Oberrhein“ zu propagieren; und er betrachtet auch die österreichischen Ansprüche auf die gesamten Uferstaaten der unteren Donau bis zu ihrer Ausmündung in das Schwarze Meer unter dem Gesichtspunkt, daß durch diese Erbschaft auch

„Deutschland endlich in den Besitz der ihm von der Natur angewiesenen und bis jetzt nur durch Mangel an Nationaleinheit von einer barbarischen Nation versperrten Handelsstraße nach Asien gelangen würde, der einzig direkten, welche die Natur dem europäischen Kontinent verliehen hat, und die daher nicht nur Deutschland einen bedeutenden

Eigenhandel, sondern auch einen großen Teil des Zwischenhandels anderer Kontinentalnationen mit dem Orient sichern würde.“

Und:

„Ein Blick auf die Karte zeigt, welcher bedeutende Antheil an dem Handel mit dem westlichen Asien Deutschland zufallen dürfte, wenn die Dampfschiffahrt auf der Donau so sehr vervollkommnet würde wie auf dem Mississippi, zumal wenn jener Strom bis zu seiner Mündung unter österreichische Hoheit käme. Ulm, wo die Donau schiffbar wird, ist von den nördlichen Küsten von Kleinasien nicht über 400 geographische Meilen und von Bassora, bis wohin die Flut des Persischen Meerbusens reicht, nicht über 650 Meilen entfernt. Diese Wasserstraße, im Falle die politischen Verhältnisse ihr günstig wären, ist bestimmt, für ganz Deutschland, das nördliche Frankreich, Holland u. a. die nächste und beste Handelsstraße nach dem westlichen Asien und nach Indien zu werden.“

Heute findet das österreichische Dampfschiff das Schwarze Meer im deutsch-österreichisch-befreundeten Rumänien. Dists „süddeutsches Kanalsystem“ verbindet dann vollends die Donau mit dem Main einerseits und auch mit Neckar und Rhein andererseits. Wer dann diese Wasserstraße Rhein—Neckar—Donau aus der Nordsee über den Balkan nicht nur ins Schwarze Meer, sondern auch durch Morawa und Wardar einmal ins Ägäische Meer leiten möchte (also Köln—Mannheim—Heilbronn—Ulm—Wien—Belgrad—Saloniki), der könnte zugunsten eines solchen Kanalpendants zur österreichisch-türkischen Sandshakbahn ebenfalls auf Dists — zwar nicht anfängliches, aber durch seine eigene amerikanische Erfahrung revidiertes — Gut-

186

achten über den Wert eines Bahn- und Kanalparallelogramms sich berufen.

Freilich: das vormärzliche Österreich war noch zu dumpf und zu dunkel, um einen solch freien und klaren Weitblick List's ertragen — geschweige denn, um ihm verständig folgen zu können. Die österreichische Buchzensur gefiel sich darin, das Organ der List'schen Ideen, sein „Eisenbahnjournal“, an das er seine Kraft und sein Vermögen hingegeben hatte, ohne jeden Grund zu verbieten. Später allerdings, als ungarische Staatsmänner List einluden, Ungarn als Berater zu besuchen, da überboten sich Gelehrte und Geschäftsleute in Ehrenbezeugungen für ihn; und im Pesther Komitat trug sich jene Szene zu, daß Kossuth, als er List unter der Versammlung bemerkte, sofort sich unterbrach und mit feurigen Worten und unter begeisterten Umrufen List als den Mann pries, „der die Nationen am besten über ihre wahren national-ökonomischen Interessen aufkläre“. Heute ist diese Einsicht längst Gewißheit und Allgemeingut der Völker geworden; erst aber hat dieser „Wahrheit sterbliches Gefäß“ geopfert werden müssen. Die verhängnisvolle Kugel, mit der in Kufstein der schwermütige List verbittert und verzweifelt auf dem Kirchhof sich Frieden verschafft hat, hat der Welt der ewig Blinden erst die Märtyrertragik des aufgeschlossenen Sinnes offenbaren müssen, dem die Vorsehung wie Cassandra die Zukunft beschieden hatte: doch sie „nahm den Augenblick, nahm der Stunde fröhlich Leben“ . . .

Listz's Denkmal in Erz und Stein steht jetzt an seinem Sterbeort im österreichischen Kufstein und in seiner schwäbischen Heimat, in Reutlingen wie in Stuttgart. Listz's Geist pulsiert mit wachsender Weltwirkung durch das kunstvolle System der Schienen- und Schiffswege, die gleich motorischen Nerven Deutschland und Österreich durchziehen, verbinden und beleben. So gewiß List lange vor der Entscheidung von Königgrätz Deutschlands Wiedergeburt nur von Preußen erwartete, so fest stand für ihn auch die Notwendigkeit eines späteren Bundes zwischen Deutschland und Österreich, wie ihn dann Bismarck bei Königgrätz alsbald ins Auge gefaßt hat. „Alldeutschland soll und kann als politisch-kommerzieller Nationalkörper zum Mittelpunkt einer europäischen Allianz sich kristallisieren“: so will es List. Dieses großdeutsche Mitteleuropa sucht und braucht auch die Nachbarschaft einer wohlhabenden und darum handelsfähigen Türkei — eine deutsch-österreichisch-türkische Interessengemeinschaft, die das österreichisch-türkische Ententeprotokoll wie ein deutsch-türkischer Handelsvertragsentwurf zum Ausdruck bringt, für die dreiteilige Gliederung von Hamburg—Berlin über Wien—Budapest bis Konstantinopel—Bagdad. Der türkische Staatsmann, der List heute liest, wird nicht nur die englischen Absichten von Afrika—Ägypten und von Asien—Indien her auf das türkische Terrain in Arabien und Mesopotamien begründet und bestätigt finden; er wird auch alle Argumente Listz's, mit denen dieser das Deutschland von damals gegen die englische Warenüberschwem-

mung schützen wollte, sich für die Türkei zu eignen machen können gegenüber der englischen Konkurrenz, deren billige Masseneinfuhr in der Türkei das früher hochentwickelte Textilgewerbe fast vernichtet hat, dank einem Zolltarif, dessen Zwang England aufrecht erhält und dessen Reform Deutschland in der Türkei unterstützt. Der deutsch-englische Gegensatz beherrscht die Orientpolitik. Deutschland ist noch stärker geworden, als Lists nationaler Optimismus sich hat träumen lassen können; und England sieht sein Monopol schwinden — je sicherer, je mehr Deutschland auch Lists Forderung „Mehr England!“ erfüllt, wenn unser Land das international-bedeutsame Prestige eines wirklich konstitutionellen Staates verdient, und wenn unser Volk sein Interesse an deutscher Auslands politik auch durch private Initiative betätigt. Die Versuche unserer Zeit, durch deutsch-englische Studienreisen gegenseitig sich zu finden, hat List auch schon antizipiert, damals als er im britischen Parlament seinen Partner Cobden kennen gelernt hat. Lists Mission ist uns geblieben: über die naturgemäße deutsch-englische Rivalität hinaus „die Bedingungen einer Allianz zwischen Großbritannien und Deutschland“ zu erstreben und für England Lists Warnung zu wiederholen: „England, indem es gegen das gewerbliche, kommerzielle und maritime Aufkommen Deutschlands intrigiert, opfert untergeordneten kommerziellen Interessen die höchsten politischen Zwecke und wird sicherlich in der Folge seine kurzfristige Krämerpolitik bereuen.“

„Die Politik der Gegenwart und die Politik der Zukunft“ — so betitelt und bezeichnet List selbst seine politischen Ideen, und diese bewußte Methode, politische Fragen der Gegenwart unter der weiten Perspektive der Entwicklung zu betrachten, sichert ihm auch eine Art historischer Logik und eine fast wissenschaftliche Akkuratess seiner Prophetie. Den allgemeinen Stimmungsuntergrund dafür gibt List der Glaube jenes hoffnungsverankerten Optimismus, ohne den überhaupt keine fruchtbare Politik möglich ist; „man muß den Mut haben, an eine große Nationalzukunft zu glauben, und in diesem Glauben vorwärtsschreiten.“ Und: „im Hintergrund aller meiner Pläne liegt Deutschland.“ Gegenüber mißtrauischen Kritikastern besteht List auf einem geradezu klassischen Bekenntnis, daß auch heute, wo die Diplomatie durch unparlamentarische Heimlichtuerei und das Volk durch auslandspolitische Interesselosigkeit belastet ist, volle Geltung hat und wörtliche Beachtung verdient:

„Freilich sind dem menschlichen Geist zufällige oder außergewöhnliche Ereignisse der Zukunft verborgen, aber der Politiker mit Hilfe der Geschichte, der Statistik und der Nationalökonomie vermag doch in gewisser Beziehung den Schleier der Zukunft mit Sicherheit zu lüften. Er weiß z. B., daß große Nationen an Bevölkerung, Reichtum und Macht von Jahr zu Jahr wachsen; die Geschichte und die Wissenschaft lehren ihn, warum sie wachsen und in welchem Verhältnis sie wachsen. Er vermag aus ihren bisherigen Zuständen, Bestrebungen und Leistungen auf ihre zukünftigen zu schließen. Er vermag vorauszusehen, wie und wozu jede große Nation durch die Fortschritte aller anderen großen Nationen angespornt wird, um sich mit ihnen auf gleicher

Höhe der Zivilisation und Macht zu erhalten, und wie und in welchem Verhältnis Völker, die infolge der ihrer Nationalität anklebenden Mängel an Macht und Reichtum zurückbleiben, nach und nach in Nullität und Unterwürfigkeit verfallen müssen, wofür sie nicht Geist und Kraft genug besitzen, die ihrem Wachstum entgegenstehenden Hindernisse aus dem Wege zu räumen. Das ist der hohe Beruf des Politikers in seiner höchsten Bedeutung — nicht des Diplomaten, der bloß in Beziehung auf die auswärtigen Verhältnisse Vorteile des Augenblicks zum Besten seines Landes zu benützen trachtet — nicht des Gesetzgebers, der nur die Herrschaft des Rechts und der Ordnung im Innern zu begründen und zu erhalten sucht, noch weniger des bloßen Administrators, dessen Tätigkeit und Umsicht lediglich auf die Besorgung der laufenden Regierungsgeschäfte sich beschränkt, am wenigsten des bloßen Finanzmannes, dessen Aufgabe es nur ist, die Einnahmen mit den Ausgaben des Staates im Gleichgewicht zu erhalten. Alle ihre Funktionen — das ist keine Frage — sind von der höchsten Wichtigkeit, denn sie sorgen für die Bedürfnisse der Gegenwart, sie ermöglichen die Fortschritte der Zukunft und bereiten sie vor. Aber eine ganze Nation könnte Diplomaten, Gesetzgeber, Administratoren und Finanzmänner von der höchsten Geschicklichkeit in ihrem besonderen Fach besitzen, und doch ihrem unausbleiblichen Untergang entgegengehen, besäße sie keine Staatsmänner, die hoch genug stehen, um den künftigen Lauf der Weltangelegenheiten vorherzusehen und Richtung und Ziel zu bezeichnen, wohin die Staatsorgane zu steuern haben.“

So gleicht auch List auf seiner Warte und mit seinem Weitblick Lynkeus dem Türmer, zum Sehen geboren, zum Schauen bestellt. Aber unter ihm maulte die Menge, kleinmütig und kurzichtig: „List's Erwartungen sind stets überspannt und die Zukunft wird ihn widerlegen“; und: „das nationale System List's

ist tot, es spricht niemand mehr davon". Projektensmacher und Theoretiker hieß List — Demagoge, Scharlatan und Schönredner; Hirngespinnste und Luftschlösser schienen seine Gedanken seinen Zeitgenossen zu sein; keine Partei folgte ihm nach.

Heute erleben wir List als den tiefen und nachhaltigen Anreger, in dem theoretische Einsicht mit praktischem Verstand sich vereinigt — als das Vorbild eines Propheten, dessen reiner und reicher Idealismus auch unserer Zeit der „Realpolitik“ und des Interessengezänks not- und guttut, und dessen Weissagungen durch ihre wirkliche Erfüllung bestätigt werden.

Vergleiche veranschaulichen: nichts charakterisiert die geniale Universalität Lists so vollständig wie die Tatsache, daß seine Biographen ihn neben Bismarck und Freiherrn von Stein wie neben Goethe und Schiller oder neben Robert Blum und Ferdinand Lassalle stellen; von den ausländischen Wertungen neben Napoleon und Cobden und Gladstone ganz zu schweigen.

Wir brauchen List und feinesgleichen heute noch; möge immer weiter in unsere politische Alltagsarbeit hinein es wahr werden, was eine Festrede bei einer Denkmalsenthüllung versichert hat: „Friedrich List, du lebst!“

* * *

Auf dem Weg zum deutsch-türkischen Bündnis

1909/10: Anfänge und Fortschritte

(1909)

Der Generalissimus der türkischen Armee, Mahmud Schewket Pascha, wird als Gast des deutschen Kaisers an den diesjährigen Manövern teilnehmen. Die Bedeutung dieses Besuchs überschreitet das gewöhnliche Maß nur offizieller Höflichkeitsakte; wenigstens wird weit in die türkischen Kreise hinein — wie ich durch ganz Kleinasien hindurch konstatieren konnte — diesem türkischen Besuch bei den deutschen Kaisermanövern ein besonderes Gewicht beigelegt. Der deutsche Kaiser, der angebliche Intimus weiland Sultans Abdul Hamid, ladet den erfolgreichsten Repräsentanten der türkischen Revolution zu sich und zu uns ein — das heißt: die deutsche Politik legt Wert darauf, das Resultat und die Richtung der türkischen Revolution vor aller Welt zu begrüßen und zu besiegeln.

Mahmud Schewket Pascha ist der Nationalheros der neuen Türkei. Haben im Juli 1908 die beiden Majore Enver Bey und Niasi Bey durch ihren raschen Revolutionsbeginn ihrem türkischen Vaterland den Weg zur Verfassung geöffnet, so hat Mahmud Schewket Pascha im April 1909 durch die planvolle und tatkräftige Eroberung des unruhigen Konstantinopels und durch die überlegte und überlegene Ein-

freisung des reaktionären Zentrums im Yıldız-Kiosk das national-militärische Fundament der jungen Türkei bestätigt und zugleich die freiheitliche Verfassung verbürgt. Der kleine Konak Mahmud Schewket Paschas im Eck des großen Kriegsministerialhofes — droben auf den Höhen von Stambul — versinnbildlicht mit- samt seinem schlichten Schreibtisch anschaulicher die geistige Zelle des neutürkischen Körpers als das prächtige Brunnenschloß Dolmabahdsche des traditionellen Sultans drunten am Bosphorus. Mahmud Schewket Pascha selbst ist in seiner edlen Selbstlosigkeit und reinen Sachlichkeit durchaus frei von jedem persönlichen Ehrgeiz: er hat sich als erster auch der vom Parla- ment verfügten Gradrevision gefügt. Das hindert aber nicht, daß durch die ganze Türkei sein Name die größte Autorität genießt: das Autogramm der gütigen Empfehlungskarte, die er mir nach einer ver- traulichen Besprechung ins Innere von Kleinasien mitgegeben hat, kann von manchem dankenswerten Erfolg erzählen.

Neben dem Konak Mahmud Schewket Paschas steigt stolz der Seraskierturm in die Höhe — jene höchste Spitze Stambuls, von der aus einst Moltke die Karte von Konstantinopel gezeichnet hat. Von der Mission Moltkes geht die deutsch-türkische Ver- bindungs- und Entwicklungslinie bis zur Wirkung Mahmud Schewkets: im deutschen Militärdienst aus- gebildet und im württembergischen Oberndorf als Waffentechniker bewährt, ist dieser schwarzbärtige Araber mit dem schmalen, intelligenten Gesicht, mit

dem dunklen, klugen Auge und mit dem milden und doch energischen Ausdruck eine der zuverlässigsten Stützen nicht nur der neuen Türkei überhaupt, sondern auch des deutschen Kulturgeistes in der Türkei.

Die Renaissance der Türkei wächst auf dem Grunde der deutschen Militärorganisation — später hoffentlich auch auf dem Boden deutscher Schul- und Arzttätigkeit. Das gilt nicht nur für die Offenbarung der wirklichen türkischen Kräfte durch die Juli-Revolution und gegen die April-Reaktion, das ist auch ein klar geschautes und bewußt gewolltes Programm leitender Militärs in Konstantinopel. Zu diesem politischen Willen vereinigen sich verschiedene Überlegungen: einmal die psychologisch fruchtbare Erinnerung vieler türkischen Offiziere an Deutschland als an die Stätte ihrer geistig reichsten und lebendigsten Zeit; sodann das einsichtsvolle Dankesgefühl für Deutschland, dessen Militärreformer die türkische Armee für die Neugestaltung ihres Vaterlandes mobil gemacht haben; und endlich und ganz besonders die ganz richtige Überzeugung von der historischen Tatsache, daß Deutschland — im Gegensatz zu allen anderen Mächten — nie und nimmer auf türkisches Terrain spekuliert hat, daß es im Gegenteil stets eine Art türkischer Protektionspolitik getrieben hat, und daß auch in Zukunft das türkische Ziel einer starken, selbständigen Türkei durchaus in der Interessenlinie der deutschen Orientpolitik liegt.

Deutschland muß eine lebenskräftige Türkei wünschen. Militärisch-politisch, weil der Keil des

türkischen Kleasiens England an der Schließung seines ägyptisch-indisch-ozeanischen Weltreichs und damit an der endgültigen englischen Weltsuprematie hindert. Englands Aspirationen auf Arabien von der ägyptischen Flanke her und auf Mesopotamien von der indischen Seite her sind ebenso bekannt wie Frankreichs Gelüste nach Syrien, wie Rußlands Lasten auf Armenien zu und gegen Konstantinopel hin, und wie Italiens Sehnsucht nach Albanien. Eine schwache Türkei hat die Gefahren eines solchen Zugreifens und Zerteilens — mit Ausschluß Deutschlands — immer offengelassen.

Ebenso ist Deutschland an einer wirtschaftlich aufblühenden Türkei interessiert. Der deutsche Handel und die deutsche Industrie brauchen und suchen günstige Absatzmärkte und vorteilhafte Rohproduktengebiete. Beides kann die Türkei Deutschland bieten, je mehr sie wirtschaftlich erschlossen und ausgebaut wird — wiederum bisher durch deutsche Bahnen und durch deutsche Bewässerungswerke, die jetzt zunächst um Konia sich konzentrieren und bei Adana sich fortsetzen werden. Bahnen und Bewässerung verjüngen das vertrocknete und versandete Land der anatolischen Ebene und bringen es zu einer überraschend frischen Blüte; sie vermehren die Anbaufläche und steigern die Ertragsleistung, sie erhöhen die Steuerkraft und die Kaufkraft der sich fest und fester ansiedelnden Bevölkerung. So wirkt das deutsche Kapital für die gemeinsamen deutsch-türkischen Interessen.

Diese wirtschaftlichen und politischen Zusammenhänge sind dem deutschen Orientpolitiker geläufig.

Daß sie daran sind, auch Gemeingut im Urteil türkischer Militärs zu werden, diese Tatsache konstatieren zu dürfen, ist eines der erfreulichsten Ergebnisse unserer diesjährigen türkischen Studienreise (1909) — trotz der andersgerichteten Anschauung spezifisch jung-türkischer Literaten mit französisch-englischen Neigungen. Die wiederholte Diskussion über diese Fragen mit türkischen Militärs ist noch weiter gegangen und hat auch Österreich in den Bereich der deutsch-türkischen Konstellation einbezogen. So wird auch von dieser Seite der Weg frei für eine deutsch-österreichisch-türkische Verständigung über gemeinsame Interessen, für eine deutsch-österreichisch-türkische Gemeinschaft, die von Hamburg—Berlin über Wien—Budapest bis nach Konstantinopel—Bagdad einen breiten Keil gegen den panslawischen Druck Rußlands wie gegen die arabisch-persischen Unterminierungsmanöver Englands garantiert. Wer die parlamentarische Denkschrift des Ministers der öffentlichen Arbeiten der neuen Türkei in die Hand bekommen kann, wird auch erkennen, daß die türkischen Bahnen der deutschen Gesellschaft für Anatolien und an den Persischen Golf ebenso strategischen Zielen dienen, wie die neuesten Bahnprojekte für Erzerum (an die russische Grenze) und für Syrien und Arabien (an die englische Grenze). Besonders die geschichtliche Tatsache russischer Tendenzen gegen die Türkei steht für die türkischen Militärs auch für die Zukunft fest. Auch diese Gemeinschaft des Gegensatzes gegen Rußland verweist die Türkei an die Seite Österreichs, so zielbewußt, daß türkische Militärs in

und für ihre Berechnung die österreichische Flotte einstellen, weil und solange die türkische Marine nur ein Machtfaktor zweiten Grades sein wird. „Die deutschen Kriegsschiffe werden auch für die Türkei gebaut“ — so hat mir wörtlich ein türkischer General gesagt.*) — Und in der Tat: eine marinetüchtige Türkei kann auch Deutschland im Mittelmeer und im Indischen Ozean entlasten.

Der Weg zu einer solchen deutsch-österreichisch-türkischen Gemeinschaft ist noch weit; aber er wird sich finden. Noch kann die Türkei in ihrer auswärtigen Politik sich nicht zwischen Dreibund und Dreiverband selbständig entscheiden. Noch hat England den Schlüssel zur türkischen Zollerhöhung wie zur Dardanellenfrage in der Hand, und noch kann Frankreich den Trumpf seines Geldmarktes auspielen. Hat es doch jetzt erst (im Herbst 1909) die türkische Anfrage nach einer Anleihe mit der Begründung abzulehnen versucht, daß dieses französische Geld für die türkische Militärreform in deutschem Geiste verwendet würde — ein Beweis, daß die oben skizzierten deutsch-türkischen Zusammenhänge auch an jener Stelle klar erkannt werden.

Die Türkei wird langsam und vorsichtig ihre Auslandspolitik entwickeln müssen; sie wird dies um so eindeutiger und entschiedener tun können, je größere Förderung sie von der deutsch-österreichischen Gruppierung erhalten kann. Die Interessen sind im letzten

*) Das ist 1909 gesagt und 1914 in Erfüllung gegangen!

Ende gleicher, gemeinsamer Art: die Erkenntnis hiervon bedarf bei uns wie drüben noch einiger Entwicklung; aber sie wird kommen, je früher und je mehr es sich bewährt, daß der ruhende Pol in der türkischen Erscheinungen Flucht die türkische Militärmacht zuverlässiger und kluger Köpfe bleiben wird, wie sie in Mahmud Schewket Pascha, Enver Bey und in einer stattlichen Zahl durch Geist und Charakter gleich hervorragender Türken repräsentiert wird.

(1910)

Ein Jahr später: Heute kann ich am Ende meiner diesjährigen Durchquerung von Albanien und Mazedonien und als Resultat meiner mannigfachen Besprechungen in Saloniki, Konstantinopel und Smyrna feststellen, daß die Politik einer deutsch-österreichisch-türkischen Zusammengehörigkeit rascher voranschreitet, als ich selbst gehofft hatte.

In den Dardanellen bin ich an Bord des deutschen Lloyd dampfers „Stambul“ den von Deutschland an die Türkei verkauften Kriegsschiffen begegnet: wir tauschten Flaggen salut; neben mir auf der Kapitänbrücke steht ein verdienstvoller Führer der jungtürkischen Revolution, ein einflußreicher Leiter der türkischen Politik, Ahmed Ihsan Bey, der Herausgeber der bedeutendsten türkischen Wochenschrift, ein Mann, der für sein Vaterland mehrere Male schon sein Leben eingesetzt hat. „Diese Kriegsschiffe, die Deutschland uns jetzt überlassen hat, haben für Deutschland endgültig all den Boden wiedergewonnen, den es beim Über-

gang der alten Türkei ins neue Regime verloren hat“ — so charakterisiert Ahmed Ihsan Bey den Umschwung der Stimmung selbst der spezifisch-jungtürkischen Komiteekreise, und er findet bewegte Worte dafür, den Beginn auch der maritimen Macht der Türkei zu schildern. Kaum zwei Jahre ist es her, da haben hier in den Dardanellen noch die alten Sultansschiffe gelegen, verrostet und vermodert, und heute führen starke deutsche Kriegsschiffe die türkische Flagge. Ahmed Ihsan Bey bestätigt die erfolgreiche Richtigkeit des politischen Kalküls derjenigen Ratgeber des deutschen Kaisers, die dessen anfängliches Zögern überwunden haben und seine Zustimmung zu diesem Verkauf erreicht haben. Weitere Ankäufe sollen folgen.

Tags darauf hat unser Ahmed Ihsan Bey an Bord des „Stambul“ einen politischen Toast offizieller Art ausgebracht: er anerkennt Deutschland, das durch seine Armeereform die türkische Revolution vorbereitet, ermöglicht, ja geschaffen hat, als den Vater der jungen Türkei. Dieser Zusammenhang ist für uns, die wir die türkische Revolution mitgemacht haben, von Anfang an geläufig gewesen; für die Pariser Jungtürken — und zu ihnen zählt auch Ahmed Ihsan Bey — ist es allmählich erst ganz klar geworden. Ahmed Ihsan Bey redet in französischer Sprache, und er feiert auch Frankreich als Mutter der jungtürkischen Geisteskultur. Das ist das bleibende Verdienst der weitsichtigen Schulpolitik der Napoleonischen Ära im Orient, die in der Türkei sechshundert französische Schulen geschaffen hat, denen erst zwölf deutsche Gründungen

200

gegenüberstehen — ein Schulbeispiel, das uns Deutsche verpflichtet, auch auf diesem Gebiet noch viel mehr zu leisten, durch Schulgründungen und Schuldotierungen in der Türkei. Rasch schon mehren sich die Türken, Armenier und Griechen, die eine deutsche Schule bevorzugen und die ihre deutschen Sprachkenntnisse mit Vorliebe praktizieren; und bald soll die deutsche Sprache gar Pflichtfach werden. Schon haben im Gebiet der Bagdadbahn selbst die französischen Schulen der Assumptionisten Deutsch obligatorisch und die der Lazaristen fakultativ eingeführt. Auf der Orientbahn in Mazedonien habe ich aus dem Coupé geschaut, da hat aus dem Nebenfenster ein seztragender Knabe mich gemustert und plötzlich zu singen begonnen: „Ich hatt' einen Kameraden“ und „Deutschland, Deutschland über alles“. Das war ein junger Türke, der mir mit Stolz von der deutschen Schule erzählt hat, die er besucht. Wer baut die vielversprechenden Anfänge aus und wer schafft einen deutschen Schulverein für den Orient?*)

Die Interessen bestimmen die Politik, und nicht Sentiments und Sympathien — gewiß, aber beide können voneinander und durcheinander profitieren, wenn sie sich identifizieren können. „C'est la nécessité des intérêts, qui nous unit,“ sagte zu mir ein kommandierender General der türkischen Armee; aber er kann nur französische Journale und Literatur lesen, und er kennt von Deutschland nur

*) Das ist 1910 gewünscht und 1913 durch die Gründung der „Deutsch-Türkischen Vereinigung“ erreicht worden.

das militärische und technische Phänomen, nicht seinen geistigen Eigengehalt. Und doch haben sie jetzt geradezu Sehnsucht danach, Deutschland zu verstehen, nicht nur die Offiziere, die durch ihre Kameraden und durch deutsche Instruktoren und auch als Kaisermanövergäste Eindrücke von deutscher Art bekommen, auch Parlamentarier und Professoren, Staatsbeamte und Kaufleute, Journalisten und Studenten, besonders jetzt nach den mannigfachen Einladungen nach Frankreich, Italien, Österreich und Rumänien, schon um durch Vergleiche lernen zu können. Ich habe Gelegenheit gehabt, deutsche Diplomaten und Handelsleute darüber zu befragen; sie versprechen sich von einer solchen türkischen Studienfahrt in und für Deutschland viel. Unser Plan ist, eine solche Reise bald zustande zu bringen, und zwar zusammen in verschiedenen Sektionen, die in Deutschland Armee und Universitäten, Handel und Industrie besichtigen sollen.*)

Das Vertrauen zu Deutschland hat gerade im letzten Jahre sehr gute Fortschritte gemacht, auch im Volke. Ich habe keinen Offizier gesprochen — vom General bis zum Leutnant —, der nicht lieber heute als morgen eine feste Militärallianz zwischen der Türkei und Deutschland haben möchte, und der nicht

*) Eine solche türkische Studienkommission für Deutschland ist zustande gekommen: türkische Senatoren und Deputierte, Offiziere der Armee und der Marine, Journalisten und Beamte, Kaufleute und Gelehrte sind, fünfzig an der Zahl, im Juni 1911 für vier Wochen nach Deutschland gekommen und haben große Eindrücke heimgebracht.

durch genaue Kenntnisse aller Details der türkischen Auslandspolitik sich ausgezeichnet hätte. Ich habe auch die Präsidenten von zwei parlamentarischen Parteien gesprochen, sie machen eine türkisch-deutsche Politik schon zum Programmpunkt ihrer Agitation. Ich habe türkische Priester, darunter einen Imam, gesprochen, der als islamischer Missionar Amerika, Japan, China und Indien bereist hat — China als Augenzeuge der deutschen Expedition unter Graf Waldersee — und der über die Tendenz und die Taktik der deutschen wie der englischen Politik in der mohammedanischen Welt genau unterrichtet ist. Das stereotype Symbol für die Bekräftigung einer türkisch-deutschen Gesinnung ist immer das gewesen, die beiden Zeigefinger dicht aneinander- und zusammenzulegen und so zu veranschaulichen: so eng müßten Deutschland und die Türkei verbunden werden.

Das Vertrauen zur türkischen Konsolidierung ist in den Kreisen der Diplomatie wie des Handels gegenüber dem vorigen Jahre sehr gestiegen; das schlägt sich auch in der immer stärker anströmenden Flut der ausländischen Kapitalkonkurrenz nieder, selbst von Amerika herüber. Die wirtschaftliche Entwicklung schreitet jetzt, da die ersten Wehen der werdenden Neuzeit schwinden, immer rascher und sicherer voran; das beweist z. B. der wachsende Gewinn der Orientbahn wie die günstige Transportziffer der Bagdadbahn. Eine so erstarkende Türkei gewinnt auch als politischer Wert- und Machtfaktor. Noch muß aber auch Italien sein Mißtrauen gegenüber Österreich

überwinden und aufgeben, von dem es fürchtet, es sei durch Bosnien noch nicht saturiert und es strebe immer noch gegen Saloniki an das Ägäische Meer vor — ein Mißtrauen, das ihrerseits selbst die Türkei schon abgelegt hat. So bereitet sich eine Gemeinschaft zwischen dem Dreibund und der Türkei vor; so wird einstweilen die deutsch-türkische Freundschaft mit Einfluß Österreichs weiter reifen, um dann schließlich auch eine feste Form zu finden, auf die unser gemeinsames Interesse gegenüber England und Rußland hindrängt.

* * *

1911: Die türkische Besichtigung Deutschlands

15. Juni 1911.

In dieser Woche fahren ein halbes Hundert einflußreicher Persönlichkeiten der neuen Türkei aus Kleinasien und Konstantinopel mit mir nach Berlin und dann durch Deutschland, um authentische Eindrücke von deutscher Arbeit und Kultur zu gewinnen. Das reichhaltige Reiseprogramm kann in vier Wochen viel und vielerlei vermitteln: Berlin, Dresden (mit der Internationalen Hygieneausstellung), Posen (mit seiner Ostdeutschen Gewerbeausstellung und insbesondere mit der ostmärktischen Bauernbestellungspolitik), dann unsere Marine und Werften in Kiel, Hamburg, Bremen, weiter im Westen unsere Eisen- und Kohlenindustrie, und südwärts Frank-

furt, Wiesbaden, Stuttgart, Heilbronn und schließlich München.

Weshalb und wozu das?

Zwei Beispiele mögen Genesiß und Tendenz veranschaulichen. Als ich mit dem türkischen Hauptquartier im vorigen Sommer Albanien durchquerte, da ritt neben mir ein türkischer Generalstäbler; er war eben von einer französischen Studienreise zurückgekommen, zu der französische Politiker und Kaufleute eingeladen hatten, und er meinte, er verehere Deutschland; aber Imposanteres, als er jetzt in Frankreich geschaut habe, könne er sich auch von Deutschland nicht vorstellen. Und als mich in Heilbronn einmal ein jungtürkischer Politiker und Publizist besuchte, der wiederholt wohl nach Paris gekommen war, aber jetzt zum erstenmal nach Deutschland, da schwärmte er mir davon vor, wie die Offenbarung der deutschen Organisationsfähigkeit im Handel und Wandel alle seine Pariser Ideale umwerte und zurückdränge. Deutschland ist in seiner wirklichen Wesensart und in seinen drängenden Schaffenskräften dem Jungtürken innerlich noch so fremd geblieben, wie es sich ihm schon während der Hamidschen Türkei verschlossen gehalten hat. Und doch weisen unsere Interessen — unsere politischen wie unsere wirtschaftlichen — uns zusammen zu einer Einheit.

Bismarck hat das Wort von den Imponderabilien geprägt: „Imponderabilien wirken in der Politik oft viel mächtiger als die Fragen des materiellen und direkten Interesses; man soll sie darum nicht miß-

achten in ihrer Bedeutung." Auch in Konstantinopel sorgt aber eine französisch-englisch redigierte Presse, die ebenso leicht lesbar wie vorbildlich inspiriert ist, von alters her dafür, antideutsche Falsch- und Vorurteile zu verbreiten. Da kann und soll ein türkisch-deutscher Anschauungsunterricht nur belehrend und bessernd, fördernd und fruchtbar wirken.

So ist der Gedanke entstanden, führenden türkischen Persönlichkeiten Gelegenheit zu schaffen, selbst deutsche Eindrücke zu sammeln. Ich darf nach einer halbjährigen Vorbereitungsarbeit konstatieren, daß die Logik dieser Linie alle zuständigen Stellen zu einer einmütigen Zustimmung und Bereitwilligkeit geleitet hat. So haben wir uns jetzt in Konstantinopel zusammengefunden: wissensbereite Parlamentarier aus allen Parteien, hohe Beamte aus allen Ministerien, arbeitsame Gouverneure aus den Städten Kleinasiens, begeisterungsfähige Journalisten, intelligente Kaufleute, organisierende Gelehrte, tüchtige Offiziere der Armee und der Marine — sie alle erfüllen das Gefühl der Verantwortlichkeit für die Entwicklung der türkischen Renaissance, und sie alle suchen wertschaffende Anregungen für die großen Aufgaben der neuen Türkei. Die wenigsten kennen Deutschland, manche mögen es noch gar nicht. Das ist ganz gut so: solche, die uns schon kennen und uns bereits lieben — etwa die Offiziere, die in der deutschen Armee sich ausgebildet haben —, die brauchen wir nicht erst zu gewinnen; aber um die anderen geht es uns, die von uns nur zufällige Fremdheit trennt und die

eine verständniswirkende Berührung mit uns verbinden wird.

Wer die Verbindung zwischen Deutschland und der Türkei sich vorstellen will, dem springt wohl zuerst der militärische Zusammenhang in die Augen, wie er in den Armeeeinstruktoren seit Moltke und bis Goltz sich verkörpert und wie ihn die weitschauende Politik eines Friedrich des Großen gewollt hat. Langsamer schon und später stellen sich die wirtschaftlichen Beziehungen ein, wie sie die geniale Prophetie eines Friedrich List bereits erfaßt hat und wie sie durch Bahnbauten und Finanzbereitschaft immer lebendiger werden, im Sinn des neuen Bagdadbahnvertrags und der letzten Türkenanleihe. Das sind ebenso Erfolge unserer Technik und unserer Nationalökonomie wie die jährliche Steigerung des deutsch-türkischen Ex- und Imports, auf der für uns wie für die Türkei gleich gefunden und notwendigen wie natürlichen und vorteilhaften Grundlage eines Austauschsystems von Fertigfabrikaten unsererseits und von Rohstoffen türkischerseits. Dieses Verhältnis wird in seinem Prinzip lange noch bestehen bleiben, und das bewahrt uns auch vor der „japanischen Gefahr“ einer türkischen Konkurrenz. Alle diese Fäden können leicht noch reicher geknüpft und noch mannigfaltiger verwoben werden.

Ein wesentlicher Einschlag klingt aber erst ganz schwach an: das ist ein Zusammenhang mit deutscher Geisteskultur. Die napoleonische Orientpolitik hat der Türkei die französische Schule erschlossen und sechshundert französische Institute geschaffen; es genügt,

nochmals die Gegenzahl von jetzt zwölf deutschen Schulen zu nennen, um den starken Einfluß des französischen Systems über alle Zweifel zu setzen. Die neue Türkei braucht und will Schulen, der Türke sucht mehr und mehr auch deutsche Lehrer. Die türkische Studienkommission will und wird die Gelegenheit wahrnehmen, auch auf diesem Gebiet Eindrücke zu holen. An uns Deutschen liegt es, auch von uns aus auf diesem Weg weiterzugehen. Wir müssen dafür sorgen, daß wir türkischen Lehrern auf deutschen Schulen ein gutes Rüstzeug vermitteln können. Der Pädagog leitet die Jugend — in das Reich, des Geistes er selbst ist.

So mag diese türkisch-deutsche Studienreise nicht eine einmalige und einzige Tat bleiben, sondern zugleich der Ausgangspunkt für neue Kräfte werden — im Interesse ebenso Deutschlands wie der Türkei.

* * *

1911/12: Die Krisis des Tripolistriege

5. Oktober 1911.

Der gute Türkenfreund, der deutsche Generalfeldmarschall von der Goltz Pascha, hat vor Jahren schon den Türken den Rat gegeben, ihre überseeischen, d. h. afrikanischen Kolonien selbst aufzugeben, sich auf die nationale Hochburg ihrer militärischen und ökonomischen Kraft in und um Anatolien zu konzentrieren und in dieser natürlichen Begrenzung und Beschränkung die wachsende Meisterschaft einer erstarkenden

und gesundenden Türkei zu entwickeln. Diesem alten Gedanken des Förderers der deutsch-türkischen Freundschaft liegt die Erwägung zugrunde, daß die Türkei innerhalb der weiten, großen Grenzen ihres asiatisch-europäischen Vaterlandes noch so viele eigene Kolonisationsaufgaben zu leisten habe, daß sie kein fernes, afrikanisches Kolonialland verkraften könne. Auch Moltke hat schon eine ähnliche Bemerkung gemacht (in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts, als er die türkische Armee gegen Kurdistan begleitete): „Das osmanische Reich umfaßt weite Länderstrecken, in denen die Pforte tatsächlich gar keine Autorität ausübt, und es ist gewiß, daß der Padischah im Umfang seines eigenen Staates ausgedehnte Eroberungen zu machen in der Lage ist.“ Qui trop embrasse, mal étreint. Zersplitterung kann Schwächung bedeuten; Sammlung kann Stärkung bringen. Der deutsch-türkische Zusammenhang einer gemeinsamen Wirtschaftspolitik führt von Hamburg über Berlin nach Konstantinopel und Bagdad; er braucht das afrikanische Tripolis nicht zu berühren, weder geographisch noch politisch.

Das ist die eine geschichtliche Linie der deutschen Politik. Die andere Linie verbindet Deutschland mit dem Dreibundgenossen Italien.

Der Berliner Kongreß (1878) gibt den notwendigen Ausgangspunkt. Dort bietet Bismarck dem unter Übervölkerung und Auswanderung leidenden Italien eine Ablenkung nach Nordafrika an: nach Tunis, das italienische Bauern und Arbeiter, italie-

nische Händler und Handwerker zu italienisieren begonnen haben. Aber der italienische Diplomat Graf Corti erwidert mit der ironischen Frage: ob Bismarck denn ein so großes Gewicht darauf lege, Italien in einen Krieg mit Frankreich zu verwickeln? Italienische Unfähigkeit und Unentschlossenheit verzichtete damals auf ein italienisches Nordafrika in Tunis. Drei Jahre später (1881) besetzt Frankreich Tunis, und Italien beantwortet diesen französischen Streich alsbald im nächsten Jahr (1882) mit dem Anschluß an Deutschland und Österreich zum Dreibund, um mit deutsch-österreichischer Rückendeckung seine Entwicklung als Mittelmeermacht zu erstreben, auch gegen die französische Expansion. Der Eintritt Italiens in den Dreibund zielt auf eine italienische Sicherung des letzten Nordafrikastücks hin, das Italien gegenüberliegt, das als eine Fortsetzung für ein künftiges Italien ins Auge gefaßt wird: Tripolis, auf das dereinst die Fußspitze des italienischen Stiefels hinübertreten will, wenn der italienische Körper selbst einmal kräftig geworden sein soll. Und in der Tat: Italien konsolidiert sich, ökonomisch und finanziell, militärisch und maritim, so sehr sogar, daß schließlich selbst England und Frankreich die italienische Aussteuer in jener „Extratour“ umwerben und durch König Eduard und den Minister Delcassé sie mit förmlichen Freibriefen auf eine Tripolisstiftung ausstatten, für eine Teilung des türkischen Besitzes.

Diese englische Leitung biegt die italienische Linie um und bringt eine Durchkreuzung der deutsch-

türkischen und der deutsch-italienischen Tendenz: beide könnten parallel laufen, und der deutsche Einschlag in der türkischen Freundschaft wie im italienischen Bündnis könnte zwischen türkischen Interessen und italienischen Aspirationen vermitteln; beide sollen aber durch die englische Einkreisungskurve sich schneiden und sich verwickeln.

Italien treibt Prestigepolitik, dezidierte Jubiläumspolitik. Italiens Geschichte ist durch das schwarze Blatt seiner afrikanischen Niederlage in Abessinien (1895/96) belastet. „Ein Blatt wie das, auf dem die ungerächte Niederlage von Adua geschrieben steht, hat kein anderes Volk bisher in seiner Geschichte aufzuweisen, und man wird unwillkürlich an die schon öfters in der politischen Diskussion über Italien geäußerte Bemerkung erinnert, daß die Italiener ihre Rechnung mit der Geschichte noch nicht beglichen haben.“ So sagt Paul Rohrbach in seinem „Deutschland unter den Weltvölkern“ und meint: „Es ist aber ein unverbrüchliches historisches Gesetz, daß Nationen so gut wie Individuen erst das wirklich besitzen, was sie sich selbst erworben haben: vor den Preis der Tüchtigkeit setzen die Götter den Schweiß. Es ist nicht unbedingt notwendig, daß der Erweis der Tüchtigkeit jedesmal in Kriegstaten zu bestehen hat; aber es ist doch ein bedenklicher Zug, wenn nicht nur die effektiven militärischen Leistungen einer Armee, sondern auch der militärische Sinn einer Nation so verkümmert ist, wie das in Italien der Fall zu sein scheint.“ Italien will nach dem Debacle von Adua

und nach der Desorganisation von Messina sich jetzt rehabilitieren und seine national-militärische und finanziell-wirtschaftliche Wiedergeburt und Fertigkeit demonstrieren — jetzt im fünfzigsten Jubiläumsjahr der italienischen Einigung und im dreißigsten Jahr seines Gewinnes durch den Dreibundschutz. Italien verzichtet zunächst auf Verhandlung und Verständigung, auf Worttreue und Schiedsgericht und will Prestige erzwingen.

Aber auch die Türkei muß Prestigepolitik treiben. Nur nüchterne, friedliche Berechnung könnte der türkischen Regierung die Rechnung eines Moltke oder Goltz plausibel machen, ähnlich wie Bosnien und Bulgarien auch Tripolis abzustößen, als Extremitäten und Glieder, die schon der Sultan Abdul Hamid verwahrloßt und selbst gelöst hat, und dann die Kräfte und Säfte, welche durch die offenen Wunden des „franken Mannes“ verzehrt wurden, in einem gesunden, geläuterten Körper zu sammeln und zu stärken. Und hätte Italien den historischen Zeitpunkt für eine solche Liquidation der alttürkischen Schuld nicht verpaßt — 1908 nach der jungtürkischen Revolution, als Österreich und Bulgarien mit dem alttürkischen Konto abgerechnet haben —, so hätte die Türkei auch über den tripolitaniſchen Posten mit sich reden lassen können. Heute wiegen auch in der neuen Türkei die Imponderabilien schwerer und gewichtiger als Zahlen und Ziffern. Die junge Türkei ist ja geboren aus der nationalen Besorgnis vor der drohenden Zerstückelung des osmanischen Vaterlandes und mit dem nationalen

Ziel der Erhaltung und Rettung der türkischen Provinzen, die König Eduard und Zar Nikolaus eben in Reval verhandelt hatten. Diesen patriotischen Nationalismus der jungen Türkei hat ja auch Österreich bei Bosnien ausdrücklich anerkannt durch die anständige Form und den teuren Preis seiner Annexion trotz seiner erlassenen Vorrechte. Aber Italien kann auf keine einzige Voraussetzung solcher Art verweisen. Auch das jungtürkische Prestige ist gegen die italienische Demonstrationspolitik engagiert.

Das Prestige führt Krieg, während die Interessen sich verständigen und sich einigen könnten. Es wird Aufgabe der Diplomatie, besonders der Deutschlands, sein, das Prestige der Interessierten zu versöhnen. Der italienisch-türkische Krieg muß auf Tripolis lokalisiert und durch eine Intervention der Mächte beendet werden.

Die Türkei kann Tripolis territorial so wenig verteidigen, wie Deutschland seine eigenen afrikanischen Kolonien gegen englische Kriegsschiffskanonen schützen kann, wenn diese mitten im sicheren Frieden einen verräterischen Überfall ausführen sollten. Die tripolitaniische Befestigung und Besatzung ist weder quantitativ noch qualitativ einem italienischen Expeditionskorps gewachsen. Die Türkei kann ihre dem italienischen Soldatenmaterial überlegenen Truppen nicht nach Tripolis transportieren, weil sie in den drei Jahren ihrer Reorganisation neben ihrer musterhaften Armee nicht auch eine moderne Flotte aus dem Nichts schaffen konnte, weder finanziell noch maritim noch politisch.

Auch wenn die Türkei zu den beiden deutschen Kriegsschiffen im vorigen Winter, wie es erst geplant war, noch eine ganze deutsche Flottille fertig hinzugekauft hätte, statt England den politischen Balkschiffauftrag einiger Dreadnoughts zu geben — sie hätte nicht in dieser kurzen Zeit eine exakte Bemannung einschulen können. Der Landweg leidet unter dem Mangel des Anschlusses der Bagdadbahn an die Meffabahn (der in zwei Jahren hergestellt sein kann) und unter der Weite des beschwerlichen Marschweges von Arabien über Ägypten nach Tripolis, überhaupt auch unter dem englischen Verschuß der ägyptischen Route. Bleibt der Guerillakrieg der arabischen Stämme im Innern von Tripolis, der Italien freilich in Jahrzehnten noch Blut und Gut kosten wird, und der wirtschaftliche Boykott, den gerade die türkische Selbstzucht schon zu einem nationalen Kampfmittel schärfsten Schneides (gegen Österreich wie gegen Griechenland) entwickelt hat und der das am Levantehandel meistbeteiligte Italien und sein halbes Hunderttausend italienischer Kaufleute im Orient außerordentlich schädigen kann.

Wenn Tripolis an eine andere Macht übergehen soll, so wird das deutsche Interesse bei Italien besser seine Rechnung finden, als wenn England oder Frankreich von Ägypten oder von Tunis her später Tripolis nehmen würden. Italien selbst freilich wird so für England und Frankreich zum Grenznachbarn und vielleicht auch einmal zum Grenzgegner, und es ladet sich auch das drückende Gewicht einer muhammedanischen Gefahr auf. Die Türkei selbst würde mit

Tripolis auch die französische Grenznähe und eine türkisch-französische Reibfläche verlieren.

Auf Deutschland schaut die ganze Welt, und mit gespanntester Erwartung der türkische Freund, in dessen Ohr noch das Wort des deutschen Kaisers am Grab des Sultans Saladin klingt: „Ich will der Schutzherr der dreihundert Millionen Muhammedaner sein.“ Schon einmal hat die deutsch-türkische Interessengemeinschaft die Belastungsprobe ausgehalten, die ihr türkische Freundschaft und österreichische Bundesgenossenschaft zugemutet haben — in der bosnischen Annexionsgefahr. Jetzt treibt uns ein anderer Dreibundsgenosse und der gleiche türkische Hilferuf in die gleiche Krisis; aber ein Rückfall ist immer schwerer als der erste Anfall.

* * *

7. Juli 1912.

Vor mir liegen 62 Photographien und 12 Tagebuchblätter vom tripolitaniſchen Kriegſſchauplatz — aus dem Zeltlager von Enver Bey bei Derna in der Cyrenaika; ich verdanke ſie einem deutſchen Offizier. Was die Briefe berichten und ſchildern, das veranſchaulichen und beweifen die Bilder: bewundernswerte Erfolge einer geradezu genialen Organisationskraft. Was jetzt dort in der ſchöpferiſchen Perſönlichkeit Enver Beys verkörpert iſt, das hat einmal — in der guten alten Zeit der türkiſchen Herrſchaft — als typiſch-türkiſch gegolten: damals hat Luther dem deutſchen Volk das türkiſche Talent, zu organiſieren, als

rühmliches Vorbild vor Augen gestellt und zur Nach-
eiferung angepriesen. Heute sucht und findet die jung-
türkische Intelligenz und Energie in Deutschland die
Mittel und Meister zur Ausbildung eigener Anlagen,
deren Wachstum das alte Regime hintangehalten und
unterdrückt hat.

Zunächst natürlich auf militärischem Gebiet: man
kann Enver Bey's Lagerbetrieb als deutschen Kasernen-
hof ansprechen. Zwar in der Ausrüstung der arabi-
schen Rekruten wird den deutschen Beschauer wohl
nur das moderne Mausergewehr anheimeln. Der
Burnus des Beduinen umhüllt teilweise noch die neue
Miliz Enver Bey's, und auch das Alter der Krieger
ist nicht ganz reglementmäßig: kaum dem Kindesalter
entwachsene Knaben mischen sich mit kräftigen Greisen
in gemeinsamem Drill. Da üben sie nach allen Regeln
der Kunst Bajonettfechten, und so exerzieren sie die
willigen Glieder und Körper: auf dem Boden liegen
sie, laden sie, zielen sie — und der türkische Unter-
offizier faßt Mann für Mann an, instruiert Hand-
griffe und Körperlage. Ebenso geht's mit dem Knien
und Schießen, Heranschleichen und Ausschwärmen. Es
sieht rührend aus, wie der bisher freie und wilde
Nomade stramm steht, sich ins Ganze einfügt und sich
dem Korpsgeist einordnet. Der Einzelausbildung folgt
das Marschieren in Kolonnen: Bataillon in breiter
Kolonne, Kompagnie in Zugkolonne und Bataillon in
tiefer Kolonne, Kompagnie in Kompagniekolonne —
Gewehr über — so werden diese arabischen Massen
untereinander verbunden und zusammengeschweißt.

Die türkischen Führer, Soldaten wie Unteroffiziere, sind bisher an ihrer regulären Kleidung, Kafi und Wickelgamaschen, erkennbar gewesen. Schon aber umfaßt die Gleichheit der Uniform auch die arabische Miliz mehr und mehr. Das nackte Bein des Beduinen bedeckt sich, die Sandale verschwindet dank den eigenen Werkstätten, die Enver Bey eingerichtet und ausgerüstet hat, und die ihm jetzt die gesamte Ausrüstung in Stoff und Leder zu liefern beginnen. Über die Grenzen und Küsten kommt das Material, und in der Lagerwerkstatt wird's verarbeitet: mit grinsendem Stolz repräsentiert sich so die neue Beduinen-gendarmerie Enver Bey's. Ebenso ist eine eigene Munitionsfabrik angelegt, die in Hülle und Fülle Patronen und Kartuschen herstellt.

Einige erfolgreiche Gefechte bei Derna haben die „Artillerie“ bereichert: an italienischen Maschinengewehren bilden sich türkische und arabische Soldaten aus. Da sehen wir sie Stellungswechsel üben und Schießen in Deckung, ebenso das Aufmarschieren und Einschwanken der Gebirgsartillerie. Einige große Haufen von Minen, die von türkischen Angreifern aus den italienischen Stacheldrahthindernissen herausgeholt und heimgebracht worden sind, bestätigen bisherige Erfolge, gleichermaßen wie die „Automobilbrillen“, mit denen die Italiener sich gegen Sandstürme schützen und die jetzt in großer Anzahl auch von Arabern für sich erbeutet worden sind. Die arabische Kavallerie macht noch am wenigsten den Eindruck einer ein-erzogenen Truppe. Im türkischen Lager sehen wir

auch italienische Lebensmittel aufgestapelt: ganze Säcke voll Maffaroni und eine reiche Sammlung von Küchengeräten, die aus dem Ostlager der italienischen Truppen bei Derna herausgeholt worden sind.

Enver Bey läßt sich die Versorgung der Bevölkerung sehr angelegen sein: aus Ägypten hat er moderne Pflüge kommen lassen; artesishe Brunnen hat er gegraben und Baumwollfelder angelegt. Von der Organisation des Marktverkehrs und der Schaffung eigenen Geldes durch seinen Siegelring wurde schon berichtet.

In einer Lagerschule vereinigt Enver Bey Araberkinder und Soldatenkinder unter Kapitän Mehmed als „Schuldirektor“. Bereits hat eine Prüfung stattgefunden: Buben und Mädchen sehen wir beisammen in einer „Zeltklasse“, ringsum lagern die Väter, aus deren Augen Neugier und Freude leuchtet; Enver Bey hat eben die jüngste Schülerin abgehört und drückt jetzt dem etwa sechsjährigen Mädchen, das scheu und verschämt tut, befriedigt das Händchen. Einer der Araber in der Runde, der besonders stolz und interessiert dreinschaut, scheint der Vater zu sein... Wer übrigens Major Enver Bey in Berlin als Militärattaché gesehen hat, der wird ihn in Tripolitanien kaum wiedererkennen: das feine, schwächliche Gesicht verbreitert und verhüllt ein dichter Vollbart. Wahrscheinlich — die ganze Ara von Sultan Abdul Hamid, der dieses Land hat verwahrlosen lassen, hat in fast dreißig Jahren seines Schlendrians für dieses Volk weniger gesorgt und getan als Enver Bey in diesem halben Jahr der Gefahr und Bedrohung: dort hat

die italienische Invasion tatsächlich die arabische Bevölkerung dem jungtürkischen Pflegevater jetzt zuge-
trieben und verbündet. Aus dem Massenaufgebot
spricht Einmütigkeit und Willigkeit, und aus den
Einzelgruppen strahlt Zufriedenheit und Dankbarkeit.
Da scharen sich um Enver Bey der mächtige Schwager
des Großsicheriffs der Senussi, dann der als besonders
mutig berühmte Scheich von Berassah, genannt der
„Kaubritter“, der Scheich Gjub von Gassa, und
andere, lauter markige Köpfe und verwegene Gesellen,
samt ihren Stämmen. Die sind alle gern dabei: jeder
Krieger erhält außer Verköstigung und Ausrüstung
monatlich 10 Franken; so gut ist's den Arabern noch
nie gegangen.

Besonders eindrucksvoll ist die Parade gewesen,
die jetzt — Ende Mai 1912 — Enver Bey abge-
halten hat, die erste seit Beginn seiner Organisations-
tätigkeit. In Deutschland kann einer Besichtigung
keine größere Spannung vorausgehen als dieser Probe
in Tripolitanien: alles hing förmlich an Enver Beys
Blick, und alles strahlte förmlich über seine Befriedi-
gung, darüber, daß er „endlich zufrieden“ sei, wie sich
die Scheichs charakteristisch ausdrückten. Erst defil-
lierte die „Garde“, die reguläre Kerntuppe, dann die
arabische Miliz, in Stämmen geordnet, dann die Ar-
tillerie, dann die Gruppe der 120 Bivakschüler und
schließlich die Kavallerie, diese etwa 500 Reiter in
ein Regiment formiert. Nachher ließ Enver Bey ein
Karree bilden und hielt eine Ansprache: er warf einen
Rückblick auf die Entwicklung dieses letzten halben

Jahres, äußerte seine Anerkennung über das bisher Erreichte, warnte aber auch davor, in Eigenliebe und Einbildung sich und die bisherigen Leistungen zu überschätzen, und mahnte, Allah allein die Ehre zu geben. Dem Sultan wurde Treue geschworen, und als der Abend kam, flammten ringsum Freudenfeuer auf — entlang den Linien der italienischen Forts drüben.

Das Lager Enver Bey's bedeutet eine glänzende Leistung der Organisation. Wenn Enver Bey selbst dies liest, wird er in seiner Bescheidenheit und Einfachheit unwillig gar den Kopf schütteln. Zu wünschen wäre nur, daß auch im Hauptquartier vor Tripolis solche starke und kluge Kräfte es durchhalten könnten. Enver Bey stellt den Italienern Araber gegenüber, wie sie weder Frankreich, noch Spanien, noch England in ihren afrikanischen Kämpfen vor sich gesehen haben, so diszipliniert und so organisiert. Er macht bei Derna wahr, was ein türkischer General einmal so formuliert hat: „Wer ist derjenige, der sich anheischig machen kann, einen Wagen zu fahren ohne Räder, oder ein Kavallerieregiment von 500 Pferden auszurüsten mit 300 Sätteln und 200 Zaumzeugen, oder 3 Batterien zu bespannen, von denen zwei wohl Pferde haben, aber keine Geschirre, während die dritte Batterie zwar Geschirre besitzt, aber keine Fahrzeuge. Wer kann endlich eine Omelette ohne Eier herstellen oder eine Schwiegermutter haben, ohne sich zu verheiraten? Das Talent, mit Schwierigkeiten fertig zu werden, muß auch das ermöglichen!“

*

*

*

1912 13: Die Prüfung des Balkankrieges

14. November 1912.

Paul Rohrbach hat es schon vor zehn Jahren ausgesprochen, daß die Türkei durch die Aufgabe ihrer schwer zu verteidigenden „überseeischen“ Besitzungen in Europa nachher einen Zuwachs an staatlicher Geschlossenheit und an militärischer Kraft gewinnt.

Die gleiche Erwägung hat auch im vorigen Jahr der deutsche Botschafter in Konstantinopel, Marschall von Bieberstein, sich zu eigen gemacht, als er bei Beginn des Tripoliskrieges den türkischen Ministern die beratende Antwort gab, sie möchten in einem die gute Form wahren den Vertrag rasch und gütlich mit den italienischen Ansprüchen sich verständigen. Die Politik des Biebersteiners mußte die Wirkungen voraussehen und wollte die Entwicklungen abwenden, die aus dem Keim eines Tripoliskrieges herauswachsen könnten im Innern wie von außen her, in der jungtürkischen Krisis dieses Sommers wie jetzt in der schließlichen Ernte dieses Balkankrieges.

Mehr als einmal haben mir gegenüber türkische Politiker und Generalstäbler, wenn sie ganz vertraulich wurden, offen und selbstwillig erklärt, daß die großen Sultane Bajasid und Mohammed, die Europa für die Türkei erobert haben, der künftigen Türkei eine gefährliche Last aufgebürdet haben, zu schwer und zu drückend, um auf die Dauer von der Oberschicht eines nur unterwerfenden, aber nicht gewinnenden

den noch verwaltenden Herrenvolkes ertragen und gehalten zu werden.

Freilich: schon ein geschickter Arzt vollzieht nicht gerne selbst eine schwere Amputation am eigenen Körper; wieviel weniger gar der „franke Mann“ persönlich. Aber dennoch: der operierte franke Mann mag und kann gesünder und kräftiger werden als der hinsiehende franke Mann. Wenn heute die Türkei ihre europäischen Teile aufgibt, so wird sie um ein Stück schwächer werden, das nur den zehnten Teil ihres asiatischen Körpers ausmacht; und sie wird durch die Bevölkerungszunahme stärker, die ihr die muhammedanischen Auswanderer aus der europäischen Fremde in die asiatische Heimat mitbringen. Diese asiatische Türkei bleibt noch dreimal so groß wie unser Deutschland, und ihre Bevölkerung, die bisher nur ein Drittel des deutschen Vergleichs erreicht, kann zusammenrücken und zunehmen. Mit dem europäischen Gebiet kann die Türkei die bunte Vielgestaltigkeit der ewig feindseligen und unruhigen Christen verlieren, die — ob sie nun bulgarischen oder serbischen, griechischen oder rumänischen Bischöfen gehorchen — bisher durch Banden und Bomben sich gegen die tolerante Türkei fanatisieren und mobilisieren ließen; so kann die Türkei im asiatischen Stammland auf den gesammelten und glücklicheren Grundcharakter der muhammedanischen Übermacht und Überlegenheit zurückkehren.

Das türkische Reich der Mitte, das drei Weltteile zusammenzwingt, ist bisher gestoßen gegen fünf Groß-

mächte als Nachbarn, die in heimlicher Gegnerschaft ringsum auflauerten, und gegen vier Balkanmächte, die in offenem Krieg sich jetzt ihren Raub sichern. Die künftige Mitte des türkischen Reichs wird statt neun Grenzgegner nur noch drei Feinde zu beachten und zu besorgen haben: Österreich und Italien rücken jetzt in die Ferne, so wie Frankreich, und ebenso Griechenland, Serbien und Montenegro; und es bleiben England und Rußland noch nahe und ebenso allein noch Bulgarien.

Eine solche kleinere Türkei ist — wie gesagt — noch dreimal so groß als Deutschland. Deutschland selbst hat seine türkische Arbeit von jeher auf das türkische Kernland in Kleinasien konzentriert. Die deutsch-österreichische Orientpolitik ist in einem Syndikat zusammengeschlossen und zusammengehalten: der österreichische Teilhaber betätigt sich an erster Stelle im benachbarten türkischen Balkangebiet, der deutsche Teilhaber an erster Stelle im fernereren türkischen Anatolien. In der ganzen europäischen Türkei hatte Deutschland ein einziges Konsulat (in Saloniki); alle anderen deutschen Konsulatsgeschäfte sind der österreichischen Fürsorge anvertraut. In der ganzen europäischen Türkei hatte nur ein einziger Deutscher Grundbesitz (bei Balikura, südlich von Üsküb). Deutschland ist im deutsch-österreichischen Orientsyndikat am europäischen Platz nur Subdirektor geblieben, aber es ist im asiatischen Gebiet Generaldirektor geworden. Deutschland sucht und braucht nach wie vor die kleinere, aber kräftigere Türkei in Kleinasien: dort reißt lang-

sam, aber zuverlässig „das größte Kulturwerk, das Deutschland bisher in der Welt draußen geschaffen hat“ — wie ein deutscher Diplomat einmal die Bagdadbahn bezeichnet hat: mit all ihrem Zubehör an land- und volkswirtschaftlicher Förderung und an technischer Bewässerungsarbeit für Getreidebau und für Baumwollfelder, um Konia und um Adana, dort mit 50 000 Hektar, hier mit 500 000 Hektar. Dieses Bagdadbahnwerk schafft zwischen Deutschland und der Türkei das Austauschverhältnis von Bodenprodukten drüben und von Fertigfabrikaten hüten, und zwar sollen gemeinsam Deutschland und die Türkei dadurch wieder als Durchgangsländer in den Mittelpunkt des europäisch-asiatisch-indischen Weltverkehrs gerückt und dadurch bereichert werden; ein Mittelpunkt, der Deutschland und die Türkei einst gewesen sind — bis zur Entdeckung Amerikas und bis zur darauffolgenden Verlegung des Weges nach Indien — — eine Umwälzung, die Deutschland und die Türkei lange aus der verbindenden und befruchtenden Weltwirtschaft ausgeschieden und ausgeschlossen haben, so daß Deutschland dadurch länger und nachhaltiger verarmt ist als durch den Schlag und Schaden des Dreißigjährigen Krieges. Solche gemeinsame Aufgaben und Tendenzen, Ziele und Interessen verbinden nach wie vor das wachsende Deutschland und die verkleinerte Türkei.

Aber der Weg dorthin geht über Österreich und Balkanien: diese Zufahrt muß für Österreich wie für Deutschland frei bleiben. Das ist die Sorge, die den deutschen Kaiser vor vier Jahren, als Serbien und

Rußland auf den Wink Englands gegen das damals Bosnien sich einverleibende Österreich zu mobilisieren drohten, in seiner Neujahrsansprache (1908/09) das Wort an seine Generale richten ließ: König Eduards Einkreisungspolitik sei daran, uns den letzten und einzigen Zugang zum Osten zu sperren. Das ist das österreichisch-serbische Problem auch der gegenwärtigen Balkankrise.

Und der Weg dorthinunter stößt auf die großbritische Ringlinie, die eine englische Brücke von Gibraltar bis Kalkutta schlagen will: ein Brückenpfeiler ist bereits Zypern (seit 1878 als Ergebnis des Türkisch-Russischen Krieges), und ein anderer Brückenpfeiler wird jetzt vielleicht Koweit (am Ende dieses türkisch-balkanischen Krieges). Der deutsche Hafenbau des türkischen Alexandrette macht sich gegenüber Zypern stark, und der deutsche Vertrag der türkischen Bagdadbahn ist in Bagdad festgelegt vor Koweit. Die deutsche Wirtschaft im türkischen Gebiet Alexandrette—Bagdad nähert sich der englischen Linie Zypern—Koweit. In dieser Gegenüberstellung und in diesem Gegensatz liegt das große und gefährliche Problem, das der englische Botschafter in Wien während der vorjährigen Marokkokrise mit der Formel angedeutet hat: „Der Zentralpunkt der deutsch-englischen Auseinandersetzung ist die türkische Frage“. Türkische Lebensinteressen und deutsche Weltinteressen begegnen sich und berühren sich im gleichen Punkt — gegenüber englischen Ansprüchen und Plänen. Wir stehen jetzt mittendrin in dieser Entwicklung und —

wie es scheint — schon in der Entscheidung. Die jetzige Orientdämmerung wird ein Licht auch darüber vorbereiten und verbreiten, ob in dieser türkisch-asiatischen Zentralfrage eine deutsch-englische Verwicklung sich zuspitzt oder eine deutsch-englische Verständigung sich anbahnt.

* * *

30. Januar 1913.

Mitte Dezember war es: da hat Enver Bey seine Freunde in Berlin durch einen telephonischen Anruf aus Wien überrascht. Enver hatte es aus der tripolitaniſchen Cyrenaita heimwärts getrieben, in einer ſichernden Verkleidung von Kairo über Neapel und Rom nach Wien und Konſtantinopel. „Ein neuer und ſtarker Faktor tritt damit in die politiſche Entwicklung der Türkei“ — ſo haben nach dieſem Wiener Ferngeſpräch die Berliner Freunde Enver Bey's geurteilt; heute hat ſich dieſe Wendung geoffenbart.

Warum war Enver Bey nicht früher aus der weniger wichtigen Provinz des fernen, verlorenen Afrika in das bedrohte Zentrum der europäiſch-asiatiſchen Türkei heimgeeil? Weil das Kabinett Kiamil bewußt und planmäßig ihn getäuſcht hat, um ſeinen Einfluß fernzuhalten: „Türkische Siege“ und „bulgarische Niederlagen“ ſollten ſeine Konſtantinopeler Rückkehr ihm unnötig, ſein afrikanisches Fortbleiben und Fortwirken ihm pflichtgemäßer erſcheinen laſſen. Das Kabinett des englandfreundlichen greiſen Großweſirs Kiamil und des franzoſenfreundlichen unfähigen

Kriegsministers Nasim fürchtete einen Enver Bey. Dieser Enver war der Stern im aufsteigenden Halbmond gewesen, als sein kühner und mutiger Wille in den Bergen seiner albanischen Heimat das entscheidende Zeichen zur jungtürkischen rettenden Revolution gegeben hatte. Dieser Enver ist die Sehnsucht im sinkenden Halbmond geblieben, er selbst glanzvoll als einziger erfolgreicher Feldherr mit arabischen Freischärlern gegen die zahlenmäßige und technische Übermacht eines italienischen Massenheeres. Wenn nicht photographische Beweise die geradezu wunderbaren Wirkungen seiner organisatorischen Genialität in der Cyrenaika bestätigen würden, wäre man versucht, die brieflichen Schilderungen anzuzweifeln. Der Ruhm solcher seltenen Erfolge gewinnt noch durch den Glanz der Erhebung Enver Beys in die Verwandtschaft und Familie des Kalifen und Sultans durch die ihm dargebotene Heirat einer Prinzessin. Der Klang seines Namens bahnt diesem Enver wie keiner anderen Persönlichkeit im Osmanenreich die schwierigsten Wege; aber je größer er als Persönlichkeit wächst, je kleiner wird alles Persönliche in diesem Menschen: alle Eitelkeit schwindet, und nur die Sache bleibt, die heilige, große Sache des Vaterlandes, für das in Enver ein Feuerkopf und eine Glutseele schafft. Dieser Enver kommt nach Konstantinopel, und er findet ehrgeizige Generäle und eigennützige Gefellen und schwankende Gestalten — so klagt seine lautere Sachlichkeit, seine selbstlose Hingabe in seinen letzten Briefen in der vorigen Woche, und bereits kündigt sich ein entschiedener Entschluß an...

Enver Bey hat gleichgesinnte Männer und Genossen in einem Mahmud Schewket Pascha und einem Fzzet Pascha. Keiner ist schwärmender Revolutionsromantiker; jeder ist nüchterner Realpolitiker. Keiner ist „Jungtürke“ im ungeschichtlichen Sinn der verbrauchten und unfruchtbaren Oberflächlichkeit des Pariser Firnisses; jeder ist Jungtürke mit dem klaren Bewußtsein von der muhammedanischen Bedingtheit und Begrenztheit der türkischen Volksentwicklung und von der umbauenden Notwendigkeit der europäischen Technik. So wird auch zu hoffen sein, daß nicht wieder die schematische Schablone des französischen Parlamentarismus auf den unfruchtbaren Boden der analphabetischen Türkei verpflanzt werden wird, sondern daß endlich der starke Arm einer ausgesprochenen und anerkannten Militärdiktatur über die Wirren der inneren Zwietracht hinausweist und hinüberzwingt.

Wenn die Türkei durch die richtigen Männer gesichert und entwickelt werden kann, so hat sie diese Männer jetzt am richtigen Platz; ob die Türkei das tun darf, diese Entscheidung liegt zunächst bei den Großmächten, zumeist bei Deutschland. Diese Tatsache drückt sich in der sofortigen Unterredung aus, die in Konstantinopel der frühere Berliner Militärattaché, der jetzige Oberst Enver Bey, und der frühere deutsche Kriegsschüler, der jetzige Großwesir Mahmud Schewket Pascha, alsbald beim deutschen Botschafter nachgesucht und erhalten haben. Die türkische Politik will und wünscht heute einen endgültigen und zuverlässigen Anschluß an den Dreibund und an eine

rumänisch-bulgarische Gemeinschaft. Rumänien und Bulgarien sind über Gebietsverschiebungen grundsätzlich einig; nur das Ausmaß ist noch strittig. Rumänien richtet sich nach Österreich und nach dem Dreibund — dank der Bukarester Tätigkeit Riderlens. Zwischen Bulgarien und der Türkei ist Ende Dezember eine Sonderverständigung bereits bis zur Unterschrift vorbereitet gewesen (mit dem Ziele eines bulgarisch-türkischen „Königgrätz“ als Ausgangspunktes eines Bundes wie einst zwischen Preußen und Österreich) — da hat Rußland dazwischen gegriffen, um auf dem Balkan nochmals für sich den rasch schwindenden Einfluß zu retten. Seitdem hat sich die Lage wieder verwickelt, doch ist die „europäische Einigkeit“ noch geblieben. Gewiß ist diese Einmütigkeit wertvoll und wichtig und friedensfördernd, insbesondere nach der bisherigen gefährlichen Zweiteilung in Dreiverband und Dreibund, der gerade Riderlens Programm und Politik ein Ende bereitet hat. Allein dieses „Konzert der Großmächte“ spielt nur so lange eine annehmbare Melodie, als darin nicht der russische Ton gegen die Türkei sich durchsetzt. Deutschland und die Türkei verbindet eine wirtschaftspolitische Interessengemeinschaft, die eine Schmälerung des Balkanbesitzes ertragen kann, die aber eine Anschneidung Kleinasiens nicht dulden darf. Das hat auch der Kanzler Bethmann Hollweg im Reichstag feierlich verkündet, noch am 2. Dezember 1912. Schon hat es in den letzten Tagen geschehen, als ob Deutschland im Leitseil der russischen Orientpolitik gefangen wäre; es schien nur so,

es war nicht so. Wenn das Auswärtige Amt die öffentliche Meinung weniger vernachlässigen würde — eine Forderung, die gerade im Interesse des Amtes selbst sich immer dringender herausstellt —, dann dürfte und müßte es zur allgemeinen Beruhigung schon bekannt sein, daß die deutsche Note noch am Tage der neuesten jungtürkischen Revolution bei allen Großmächten auf strengste Neutralität gedrungen hat und mit deutlicher Entschiedenheit hat wissen lassen, was den Frieden erhalten kann — und was nicht. Seitdem Deutschland und England sich verstehen und seitdem die deutsch-englischen Verhandlungen vorangehen, wird auch Rußland leichter zurückzuhalten sein: in der armenischen Frage z. B. liegen die deutschen und die englischen Interessen auf der gleichen Linie eines Pufferstaates gegen Rußland, und Armenien selbst will lieber türkisch bleiben — unter der Garantie wirtschaftlicher Erschließung und Entwicklung durch europäische Kapitalien — als russisch werden.

Was die neue Regierung in Konstantinopel will, ist so wenig und so gerecht, daß man glauben sollte, die Großmächte könnten und müßten es durchsetzen: das türkische Adrianopel darf keine bulgarische Festung werden! Adrianopel ist eine kleine Stadt, aber eine starke Festung, seitdem jungtürkische Energie in den letzten zwei Jahren den deutschen Plan ausgeführt hat. Die Bulgaren wollen diesen Platz als Eisenbahnknotenpunkt zum Ägäischen Meer und aus Prestigebedürfnis. Die Türken beanspruchen den gleichen Platz gleichfalls aus Prestigeberechnung: als Sultans-

gräberstadt und als widerstandsfähige Festung. Keinesfalls darf um Adrianopel die kleinasiatische Frage aufgerollt werden: daran hat Deutschland das erste und größte Interesse. Der Balkanfriede der Großmächte könnte in Kleinasien zum Krieg ausschlagen. Darum bemühe sich jetzt auch die deutsche Politik, einen für die Türkei annehmbaren Ausgleich zu schaffen!

* * *

11. September 1913.

Schon als der Ausbruch des Balkankrieges die öffentliche Meinung überraschte, und noch mehr als die vorwärtsdrängenden Balkanvölker Erfolge und Siege erkämpften, da kam aus Paris die Phrase von der „deutschen Niederlage“: diplomatisch und militärisch und politisch sollte diese „Niederlage“ sein: Petersburg applaudierte und London lächelte; und der alldeutsche Pessimismus und die deutsche Verdrossenheit glaubte wieder einmal allzu kritiklos auch an diese ausländische Leichtfertigkeit. Heute, wo die drei Balkankriege nach eines ganzen Jahres Dauer zu einem „vorläufig endgültigen“ Ergebnis geführt haben, lohnt es sich, die deutsche Bilanz zu ziehen.

Da mag gleich zugegeben sein, daß der türkische Zusammenbruch auch eine deutsche Mitleidenschaft hätte bedeuten können, wenn ein Jahr zuvor im Tripoliskrieg der Vorschlag eines deutsch-türkischen Bündnisses, der in Berlin von hoher Stelle und in Konstantinopel von verantwortlicher Seite gemacht worden war, vom damaligen Staatssekretär von Riederlen-

Wächter nicht abgelehnt worden wäre. Aber Riederlen betonte demgegenüber: „daß die Entwicklung auf dem Balkan auf eine schließliche Loslösung der europäischen Provinzen von der Türkei und auf deren Aufsaugung durch die Balkanstaaten hingehe“. Als dann der Balkankrieg dieser Rechnung recht gab, da formulierte Riederlen die Aufgabe: „daß jene Veränderung sich ohne zu große Erschütterungen, vor allem ohne kriegerische Verwicklungen unter den Großmächten vollziehe“, sowie „daß die Türkei mit Konstantinopel und in Kleinasien politisch und wirtschaftlich lebensfähig erhalten werde“. Die schon vor zwanzig Jahren von General von der Goltz begründete und später auch von Paul Rohrbach ausgesprochene Auffassung einer gebietsmäßig kleineren, aber politisch und wirtschaftlich kräftigeren, weil einheitlicheren Türkei wird heute selbst von den siegreichen Balkanstaaten übernommen, die jetzt sämtlich sich um die Türkei bemühen: Bulgarien möchte die Türkei für seine künftige Abrechnung gegenüber Griechenland gewinnen; dieses gleiche Griechenland möchte sich bei der Türkei drüben gegen Bulgarien sichern; und auch das ferne Serbien, das keinerlei Grenzberührung mit der Türkei mehr hat, möchte diese Türkei auf der anderen Seite gegen Bulgarien einstellen. In allen diesen Berechnungen drückt sich eine ernsthafte Einschätzung der wirklichen militärischen Kraft der neuen Türkei aus, die tatsächlich größer ist, als eine übertriebene Unterschätzung infolge der jähen Katastrophe zu Beginn des Balkankrieges zugehen wollte. Dieser Krieg hat die Türkei

in einem dunklen Augenblick völliger innerer und äußerer Desorganisation überrannt, in einem Zustand, wie er dort zuvor kaum dagewesen ist und wie er auch heute glücklicherweise überwunden scheint. In diese Anerkennung stimmen alle Augenzeugen der Neuorganisation des Erfolges von Adrianopel überein.

Die türkische Regierung kennt die stille und zähe Arbeit der deutschen Diplomatie, die es verstanden hat, manche antitürkischen Versuche Rußlands abzubiegen und von England wie von Frankreich bestimmte Versicherungen zugunsten einer Erhaltung und Kräftigung der asiatischen Türkei zu erwirken. Das — weder durch den Tripoliskrieg noch durch den Balkankrieg erschütterte — Vertrauen der Türkei zur deutschen Politik und zur deutschen Organisationsmeisterschaft spricht sich in Tatsachen aus, wie die: daß noch mehr deutsche Offiziere als zuvor in die türkische Armee berufen werden und mit mehr Befugnissen als zuvor, daß nunmehr auch deutsche Schulmänner zum Aufbau und Ausbau des gesamten türkischen Schulwesens hinübergerufen werden und daß auch über die Verwendung von deutschen Verwaltungsbeamten verhandelt wird. In der gleichen Richtung deutsch-türkischer Interessengemeinschaft bewegt sich die deutsche Tätigkeit für die Sicherung der Bagdadbahn samt ihrem Basrahafen am Persischen Golf sowie für die Gewinnung neuer Bahnbauten, die die Gebiete der anatolischen Bahn und der Bagdadbahn verbinden und zusammenschließen. Alles das beweist den planmäßigen Fortschritt der deutschen Arbeit in Kleinasien

mit Willen und zugunsten der Türkei, und alles das spricht gegen den von anderer Seite vorgeschlagenen Verzicht auf deutsche Orientpolitik: im Gegenteil — diese ist kaum je mit mehr Initiative und Energie vorangegangen als gerade jetzt.

* * *

1914 15: Die deutsch-türkische Kriegsgemeinschaft

20. August 1914.

Der Fall von Sedan hat 1870 dem damaligen Staatsmann der Türkei, Ali Pascha, das Wort entlockt: „Das Verhältnis zwischen Rußland und Preußen-Deutschland werde durch den Sieg über Frankreich nicht gewinnen; Deutschland werde bemüht sein, sich in Österreich einen Verbündeten zu erwerben; daraus ergebe sich für die Pforte der Schutz, dessen sie so lange entbehrt hätte.“ Die Richtigkeit dieses Wortes ist seitdem durch die vierzigjährige Entwicklung der Dinge im Orient bestätigt worden, sowohl nach der deutsch-russischen wie nach der deutsch-türkischen Seite hin.

Das Verhältnis zwischen Deutschland und Rußland hat sich gerade durch die türkische Frage verschlechtert. Rußlands Drang aus dem Schwarzen Meer über den türkischen Körper hinweg zum Mittelmeer ist bisher an dem deutschen Widerstand gescheitert. Es genügt, in diesem Zusammenhang kurz daran zu erinnern, daß der deutsche Botschafter in Konstantinopel

während des Balkankriegs den drohenden Einbruch Rußlands über den Kaukasus nach Armenien mit der entschlossenen Warnung verhindert hat: „Noli me tangere!“
Sowie daran, daß dann die deutsche Diplomatie die ganze Reformarbeit für Armenien dem gefährvollen Willen Rußlands, das daraus eine russische Provinz machen wollte, entzogen und dabei die Beteiligung Deutschlands, das eine türkische Provinz erhalten will, gesichert hat. Ob Rußland gegen Konstantinopel vordrängen oder nach Alexandrette hindurchstoßen will — es findet die deutsche Interessensphäre des breiten Bagdadbahnvierecks in der Türkei als unbequeme Barre vor seinem Weg. Die deutsche Militärmission ist trotz dem russischen Einspruch in Konstantinopel geblieben und hat sich nicht, wie Rußland es wollte, nach Adrianopel oder nach Smyrna, also weg von Bosporus und Dardanellen, abschieben lassen, und sie kann jetzt die Wacht am Bosporus gegen einen russischen Durchbruch halten — oder nötigenfalls auch selbst Rußland im Schwarzen Meer fassen und schlagen.

Die Türkei muß heute wissen, daß der Angriffskrieg Rußlands gegen Österreich und gegen Deutschland auch der Türkei gilt. Der Weg nach Konstantinopel soll auf dem Umweg über Berlin und Wien erzwungen werden. Eine Niederlage Deutschlands bedeutet das Ende der Türkei, die dann zur Beute für Rußland, England und Frankreich wird. Nur die Betätigung Deutschlands im Orient hat die Türkei bisher davor bewahrt, daß Rußland in Armenien,

England in Arabien und Frankreich in Syrien zugreift. Ein Sieg Deutschlands aber bedeutet die Sicherung auch der Türkei. Solche Zusammenhänge sind den leitenden Männern der neuen Türkei so geläufig wie dem alten Sultan; es fragt sich nur, wie werden sie zu handeln sich entschließen?

Die Türkei ist die erste Orientmacht gewesen, die sofort gemeinsam mit der europäischen Kriegserklärung eine allgemeine Mobilmachung angeordnet hat: „zur Sicherung der Neutralität“. Die türkische Neutralität kann nur von Rußland bedroht werden, dessen Kriegsschiffe bereits vor dem Bosporus kreuzen, um den Weg ins Mittelmeer gegen Oesterreich sich zu erzwingen; und von England, das der Türkei jetzt die von ihr in England bestellten und mit muhammedanischen Opfern gut bezahlten Kriegsschiffe kurzerhand wegnimmt. Schon diese Tatsachen öffnen der Türkei die Augen darüber, daß ihr auch eine Neutralität nichts hilft und daß sie im eigenen Interesse gegen die russisch-englisch-französische Feindschaft und für die deutsche Freundschaft sich erklären muß. Die Schicksalsstunde Deutschlands ist auch die Schicksalsstunde der Türkei, und der Augenblick für ein deutsch-türkisches Bündnis ist gekommen. Die Türkei kann durch eine Neutralität nichts gewinnen und alles verlieren, und sie muß durch ihre Mitwirkung alles gewinnen: sich selbst und ihre Zukunft.

Was kann die Türkei für Deutschland sein und damit für sich selbst? Die Türkei könnte mit den seinerzeit von Deutschland gelieferten Kriegsschiffen

die russische Schwarze-Meer-Flotte niederkämpfen und vernichten. Dann wäre das ganze südliche Rußland, das wirtschaftlich wichtigste Gebiet des russischen Reichs (man denke an Odeffa) einem Angriff preisgegeben. Türkische Truppen könnten zu Wasser und zu Land Rußland anfassn und würden vom Kaukasus bis zur Krim von der muhammedanischen Bevölkerung als Befreier begrüßt werden. Ein solcher Schlag müßte auch Bulgarien, das heute noch seine Häfen durch die russischen Schiffe bedroht sieht, und Rumänien, dem dann das benachbarte Bessarabien sicher scheint, zu einer vorteilhaften und erfolgreichen Beteiligung auf den Plan rufen. Der Zusammenhang „von Helgoland bis Bagdad“ wird offenbar: zwischen Deutschland, Osterreich-Ungarn, Rumänien, Bulgarien und Türkei.

Das ist die eine Seite: gegen Rußland; die andere Arbeit müßte sich gegen England und gegen Frankreich richten, gegen die Kolonialreiche mit ihrer muhammedanischen Bevölkerung von Ägypten bis Indien und von Algerien bis Marokko. Die Fahne des Propheten müßte den Panislam zum vernichtenden Haß aufrufen gegen die englische und gegen die französische Fremdherrschaft von Indien bis Marokko. In Indien hat sich die indische Verschwörung längst mit der muhammedanischen Feindschaft gegen England geeinigt, und die indischen Muhammedaner haben immer ihre innere Zugehörigkeit zum türkischen Kalifat betätigt, erst wieder in den Balkankriegsjahren durch reichliche Spenden für den Bau einer türkischen Flotte.

Beht aber Indien und gar Ägypten, so zittert die englische Weltherrschaft.

Ob die Staatsmänner in Konstantinopel solcher Entschlossenheit fähig sind? Man kann sie einem Enver und seinen deutschen Beratern zutrauen, und ebenso einem Talaat, der schon vor vier Jahren ein deutsch-türkisches Bündnis angeregt hat. Die militärischen und die politischen Vorteile sind heute größer und besser als damals und auch als im Balkankrieg. Militärisch ist die türkische Armee heute mehr als damals: seit Envers Energie und dank der deutschen Militärmission, deren Offiziere nunmehr die türkischen Armeekorps innehaben, so daß eine durchweg deutsche Leitung dem türkischen Vorgehen sicher wäre. Und politisch braucht die Türkei nicht mehr wie vor dem Balkankrieg vier Balkannachbarn zu fürchten: Serbien und Montenegro liegen fern; Griechenland steht beiseite, und Bulgarien ist der Türkei befreundet. Vor dem Balkankrieg wäre eine Absicht der Türkei gegen Rußland an den russischen Balkanvorposten und an der feindlichen Bevölkerung der europäischen Türkei gescheitert; heute sind diese ausgeschaltet.

In Berlin melden sich türkische Freiwillige zur deutschen Armee, und von türkischen Freunden gehen begeisterte Kundgebungen für die deutsche Sache ein. Ob in Konstantinopel die richtige Entschließung fällt, bleibt abzuwarten, scheint aber sicher zu sein.

* * *

Wer jetzt einen Blick in arabische Flugschriften tun kann, der wird dort etwas vom „Dschihad der Deutschen“ lesen: „Der Heilige Krieg“ der Deutschen ist das. Wir Deutsche wissen es, daß dieser deutsche Krieg für uns ein heiliger Krieg ist, ein Krieg um unser Volkstum und um unsere Zukunft. Aber auch die mobilisierte Türkei macht sich fertig, und der zitternde Islam horcht auf, von den Säulen des Herkules bis über die chinesische Mauer: soll endlich und wirklich der Dschihad sich erheben, der Heilige Krieg Muhammeds, um das Volkstum und um die Zukunft auch der Muhammedaner?

Oft schon ist vom Dschihad die Rede gewesen; aber noch nie seit Jahrhunderten hat der Kalif die Gläubigen in drei Weltteilen dazu aufgerufen. Um Marokko nicht und wegen Tripolis nicht und im Balkankrieg nicht. Marokko und seine Sondersultane sind für Konstantinopel politisch längst schon Sekuba gewesen, und das marokkanische Schicksal hat der abgelegenen Türkei nie zu schaffen gemacht. Auch Tripolis ist eine afrikanische Provinz gewesen, um die das ferne Asien sich nicht kümmern hat können — noch wollen. Der Balkankrieg hat Bulgaren und Griechen, Serben und Montenegriener in Europa gegolten, gegen die kaum Anatolien, geschweige denn Arabien sich hat zwingen lassen. Bei allen drei Entscheidungen hat dem gemeinsamen Islam der drei Weltteile das Gefühl einer gemeinsamen Sache und eines gemeinsamen Feindes ebenso gefehlt wie das

Bewußtsein eines einheitlichen Willens und einer zuverlässigen Führung. Und selbst wenn der Kalif in Konstantinopel die grüne Fahne des Propheten hätte entfalten wollen — der Druck Englands oder Rußlands, auch Frankreichs hätte den drohenden Arm rasch niederhalten können. Darin war der Dreiverband immer einig: in der gemeinsamen Knechtung des Islam von Marokko hinüber bis Indien und über Persien hinauf zum Kaukasus. Die Mehrheit des Islam murt unter der Macht Englands, Frankreichs und Rußlands; nur Deutschland hat die geringste Zahl von Muhammedanern in seinen Kolonien. So wird — heute zum erstenmal in der Weltgeschichte — der Islam gegenüber dem Dreiverband darin einig: in dem gleichen Bewußtsein und Willen gegen den gemeinsamen Feind, ob er nun Frankreich oder England oder Rußland heißt. Daß diese drei Mächte vor einer Erhebung des Islam sich fürchten, das beweisen sie bereits durch ihre Vorsichtsversuche in ihren islamitischen Gebieten. Frankreich verjagt aus dem „internationalen“ Marokko den deutschen Vertreter, damit Deutschland keinerlei Verbindung mit den Eingeborenen pflegen könne, und England vertreibt aus dem „türkischen“ Ägypten gleichfalls den deutschen Vertreter in der gleichen Berechnung. Der Kampf um den Islam gibt sich zunächst in der Form eines Ringens zwischen Wahrheit und Lüge: das englische Kabel und der französische Telegraph überschütten jetzt die Welt des Islam mit „deutschen Niederlagen“ und mit „Dreiverbandsiegen“, ähnlich wie 1870, wo der

drohende Aufruhr in Algier nur durch französische Siegesdepeschen niedergehalten worden ist: als dann endlich die Wahrheit bis nach Algier durchdrang, war Frankreich wieder fähig geworden, durch Truppen zu wirken. Heute nimmt mit der politischen Lügenmethode des Dreiverbands der Wille der islamischen Bruderschaften und Priesterboten den Wettbewerb auf.

Schon haben in Marokko die Beduinen Marrakesch besetzt und von Franzosen gesäubert, und schon belagern ihre Scharen auch Casablanca. Und schon überziehen die Senussi aus Innerafrika mit ihren Sendboten das weite nordafrikanische Reich und organisieren planmäßig einen allgemeinen Aufruhr. Schon glaubt England in Ägypten sich schützen zu müssen und zu können durch eine Entwaffnung und Wegbeförderung der einheimischen Regimenter und durch emsige Schanzarbeiten an der ägyptisch-türkischen Grenze gegenüber den arabischen Beduinenmassen. Und schon muß Rußland seine Truppen aus dem muhammedanischen Kaukasus zurückziehen und das Grenzgebiet an der türkischen Grenze preisgeben. Und noch hat der Kalif keinen Dschihad, keinen allgemeinen heiligen Krieg predigen lassen. Persien wartet mit zehn Millionen Muhammedanern, die gegen Rußland und gegen England sich wenden können. Rußland gebietet über zwanzig Millionen Muhammedaner, und England gar über hundert Millionen in Afrika und in Asien, über sechzig allein in Indien. Ein Alexander der Große hat Indien erreichen können, ein Napoleon Ägypten treffen können: sollten solche

Unternehmungen heute nicht ebenso gelingen als vor hundert und vor zweitausend Jahren? Wer in Ägypten zugreifen kann, zerbricht das Rückgrat der englischen Weltherrschaft, die Verbindung zwischen der Heimat und den Kolonien.

Der Islam betet für eine solche Wendung und für den Sieg der deutschen Waffen. Deutschland ist im Vergleich zu den Ziffern der Dreiverbandsmächte islamfrei und islamgünstig. Alte verschüttete Zusammenhänge tauchen wieder empor, türkische Zeitungen erzählen vom ersten deutschen Kaiser, Karl dem Großen, und dem Kalifen Harun al Raschid, die zwischen Aachen und Bagdad durch Gesandtschaften und Geschenke sich begrüßt haben; und vom geistesgewaltigen Staufenkaiser Friedrich, der als sizilianischer König und Sarazenenliebhaber den deutschen Norden und den muhammedanischen Osten verbunden hat. Und von Kaiser Wilhelm, der am Grab Saladins in Damaskus das Wort dem Islam gegeben hat: „Ich bin der Freund der Millionen Muhammedaner!“ Ist es von ungefähr, daß der deutsche Generalstab jetzt die in Frankreich gefangenen Muhammedaner aus Afrika besonders vorsichtig behandeln läßt und daß der deutsche Kaiser sie dem muhammedanischen Kalifen in Konstantinopel zur Verfügung stellt: „Deutschland führe keinen Krieg gegen Muhammedaner.“ Ist es nicht die gleiche Weisheit, die schon während des chinesischen Boxerkrieges die deutsche Armeeführung veranlaßt hat, für die Muhammedaner in China eine besondere Rechtsprechung vorzuziehen? All diese kleinen, aber bemerkenswerten

Züge einer klugen Islampolitik, ebenso wie die Kaiserreisen nach Konstantinopel und nach Palästina und nach Tanger — sie deuten die Tatsache an: nicht nur daß Deutschland und die Türkei eine Interessengemeinschaft haben, sondern auch daß die weite Millionenwelt des Islam mit dem deutschen Geschick und jetzt mit dem deutschen Krieg sich verbunden fühlen kann.

Noch hat der Kalif den Heiligen Krieg des Islam nicht verkündigt; schon aber geht die Stimmung des Dschihad durch die Völker des Islam. Als wir im türkischen Hauptquartier vor vier Jahren durch die albanischen Berge ritten, da notierte ich in meinem Buch: „Einst kann kommen der Tag, da Deutschland in Konstantinopel den türkischen Hebel für die islamische Massenwucht in Bewegung setzen kann...“

Der Tag scheint zu kommen. Dann erst wird der deutsche Krieg zum Weltkrieg.

* * *

5. November 1914.

Nun ist es soweit: die Türkei hat für Deutschland die Waffen erhoben gegen Rußland, gegen England und gegen Frankreich, und der Islam von zweihundert Millionen Menschen horcht auf und steht auf gegen Rußland, gegen England und gegen Frankreich. Damit ist ein Wille Wirklichkeit geworden, der oft erhofft und viel bezweifelt worden ist und der doch geschichtlich so notwendig war, daß ich vom ersten Aufenthalt in der Türkei an durch alle Veränderungen hindurch sechs Jahre Lebensarbeit an dieses Ziel hin-

geben konnte und mußte. Damit ist eine Gemeinschaft Wirklichkeit geworden, die schon Friedrich der Große für sein größeres Preußen gegen den russischen Feind haben wollte, die später Hellmut Moltke vorbereiten sollte und die zur gleichen Zeit Friedrich List für die Zukunft forderte. Eine Gemeinschaft, auf die Kaiser Wilhelms Palästinareise bereits hinielte und die sein werbendes Wort in Damaskus am Grab des Sultans Saladin vorausnahm: „Ich will der Freund der dreihundert Millionen Muhammedaner sein!“ Die deutsch-türkische Gemeinschaft zeichnet sich durch eine solche innere Notwendigkeit aus (wirtschaftlich und politisch), daß die Politik weiland Abdul Hamids auch die Politik seiner jungtürkischen Gegner geworden und geblieben ist. Heute durchfliegen die Zusammenhänge der deutsch-türkischen Genossenschaft die weite Islamwelt vom französischen Marokko bis zum englischen Indien und zum russischen Buchara. Wer in diesen Tagen in Konstantinopel in die Räume des Generallissimus Enver Pascha hineinblicken konnte, der konnte dort die Abgesandten der fernsten und wildesten Stämme aus Afrika und aus Asien sehen, freudig bereit zum Schwur auf das Schwert des Kalifen, das gegen Rußland, gegen England und gegen Frankreich ausholt für Deutschland; der mußte aber auch über die weitreichende Organisation staunen, die den Islam bereits belebt und stärkt. Und so ist es kein bloßer Zufall, wenn jetzt in den Moscheen von Ägypten Kaiser Wilhelm in das Gebet der Gläubigen eingeschlossen wird als „Hadschi Muhammed“, als Pil-

grim des Heiligen Landes, nachdem die englische Regierung es verboten hat, den Namen Kaiser Wilhelms auszusprechen!

England fürchtet den Islam seiner mehr als hundert Millionen Untertanen; desgleichen Rußland und Frankreich. Darum haben alle drei Großmächte seit zwei Monaten eine Demütigung um die andere durch die Türkei hingenommen. Nur für den Ungeduldigen ist der Kriegsausbruch jetzt spät gekommen; für den Wissenden ist der Kriegszustand schon seit mehr als zwei Monaten tatsächlich vorhanden gewesen: von dem Augenblick an, da die Türkei die deutschen Kriegsschiffe „Goeben“ und „Breslau“ vor den vereinigten englisch-französischen Geschwadern in den sicheren Schutz der Dardanellen aufgenommen hatte. Auf die drohenden Proteste des Dreiverbands folgten der Reihe nach unerschrockene Handlungen der Türkei: die Entfernung der Funkentelegraphie vom Gebäude der englischen Botschaft in Konstantinopel, die Vertreibung des russischen Botschaftsschiffes aus dem Bosporus, die Entlassung der englischen Marinemission aus dem türkischen Dienst, die Ersetzung der englischen und französischen Ärzte im internationalen Sanitätsdienst durch deutsche Ärzte, die Aufhebung der französischen Schulprivilegien, die Abschaffung der Kapitulationsrechte (der Steuerfreiheit, der Gerichtsbarkeit, der Posthoheit), und dann die Minensperrung der Dardanellen gegen die anrückende Flotte Englands und dadurch auch die Abschneidung Rußlands von jeder Zufuhr und Ausfuhr, und endlich die Geltendmachung der

türkischen Ansprüche auf Ägypten. Die Liste ist noch nicht vollständig, aber sie beweist zur Genüge die zielbewußte Entschlossenheit der Türkei und die abwartende, ohnmächtige Resignation des Dreiverbandes. Die Türkei aber brauchte und nutzte diese Zeit des tatsächlichen Kriegszustandes bis zur endlichen Kriegserklärung in tagtäglicher, nachtnächtlicher Arbeit zur Rüstung und Bereitschaft . . . Jetzt wälzt die Lawine sich hin — gegen Rußland, gegen England und gegen Frankreich.

Aber: wie verträgt sich das deutsch-italienische Bundesverhältnis zur deutsch-türkischen Bundesgenossenschaft? In und trotz dem Tripoliskrieg konnte Deutschland (dank besonders Kiderlens Geschick) beide für uns notwendigen Linien durchhalten. Auch heute gehen im letzten Ende die türkischen und italienischen Interessen im Mittelmeer zusammen gegen ein russisches Vorstoßen, das den Italienern die Türkei durch die Dardanellensperre erspart, und auch gegen die englische Vorherrschaft, die nur durch eine deutsch-österreichisch-türkisch-italienische Gemeinschaft gefährdet werden kann. Solche Berechnungen werden Italien wie die Türkei auch über die tripolitaniſche Schwierigkeit hinwegführen: die Türkei hat bei ihrer panislamitischen Organisation tatsächlich und aufrichtig alles getan, um Tripolis von der islamitischen Lawine freizuhalten, und Italien wird sich davon überzeugen können, daß gerade Deutschland in dieser Frage die italienischen Interessen gefördert und gesichert hat. Italien weiß aber auch, daß England es war, das

246

zu Beginn des Krieges die arabischen Stämme von Tripolitanien mit Waffen und Geld ausgerüstet hat, damit sie gegen die italienischen Truppen sich wenden und so diese in Tripolis festhalten. Italien und England erleben es heute, daß diese von England gegen Italien gelegte Mine nunmehr gegen England selbst losgeht: Ägypten zu!

Von all den Völkern draußen herum ist der Türke der einzige, der an unsere Seite tritt: der Türkei selbst wie Deutschland zum schließlichen Siegesvorteil. So hoffen wir. Inschallah!

Das türkische Kriegsziel

September 1915.

So oft ich jetzt in Konstantinopel mit dem Großwesir oder dem Sultan oder mit den leitenden Staatsmännern des jungtürkischen Triumvirats verhandelt habe — das A und O aller Betrachtungen war: „Weg mit den Kapitulationen!“ Nun hat ja die Türkei ihrerseits diese „Kapitulation“ mit kluger und rascher Entschlossenheit abgeschafft, jedenfalls für abgeschafft erklärt; sie muß aber noch die feindlichen Großmächte zur Anerkennung einer solchen Beseitigung zwingen — durch türkische Siege und durch deutsche Diplomatie. Die Befreiung von den „Kapitulationen“ ist das erste Kriegsziel der Türkei. Man versteht die zentrale Bedeutung dieser Frage, wenn man weiß und glaubt, daß in Konstantinopel auch eine deutsche

Verwaltung mit ihrer Fähigkeit und Erfahrung zur völligen Erfolglosigkeit des „kranken Mannes“ verurteilt gewesen wäre, wenn und solange sie das Gift der politischen und wirtschaftlichen „Kapitulation“ hätte schlucken müssen. Der ganzen Türkei Weh und Ach ist aus diesem einen Punkte zu kurieren.

Die Kapitulationen sind Waffenstillstands- oder Kapitelverträge der mohammedanischen Türkei mit christlichen Mächten, zuerst in der Form gnädig vom Sultan verliehener Privilegien, allmählich mit der Wirkung gewalttätig vom Feinde ausgenützter Machtmittel. Das gleiche Jahr, das den äußeren, sichtbaren Höhepunkt des türkischen Siegeszuges bringt — die Eroberung Konstantinopels 1453 — es legt auch den inneren, verborgenen Keim zum künftigen Niedergang: durch die erste „Kapitulation“. Sultan Muhammed läßt der christlich-griechischen Gemeinde in Konstantinopel und ihrem Patriarchen die Selbständigkeit des christlichen Kultes und ihrer eigenen Gerichtsbarkeit und fügt zu diesem religiösen und politischen Vorrecht noch wirtschaftliche Privilegien für Handel und Schifffahrt. Als Beweggründe lassen sich feststellen: die islamische Toleranz gegenüber den „beiden anderen geoffenbarten Religionen“, der Hochmut der Kriegerkaste gegenüber der handeltreibenden Erwerbsschicht und das Interesse der neuen Regierung an einem geduldigen und guten Steuerzahler. So hat die türkische Leidensgeschichte der Kapitulationen begonnen, die die Türkei durch die Jahrhunderte in die Fessel eigener Rechtlosigkeit und Machtminderung geschlagen hat —

bis zum Beginn dieses Weltkrieges. Es folgten diesem Vorgang eines „Staates im Staat“ der Reihe nach: die Verträge mit Venedig (1454) und mit Frankreich (1535 als Beweis „d'une large tolérance“, wie ein französischer Geschichtschreiber anerkennt; 1604 in der Form eines Protektorates über die Christenheit des Orients; 1740 mit einem „libéralisme à l'excès“). Ebenso: mit England (1581 und 1675); mit Rußland (1492 und 1783); mit Polen und mit Holland. Mit Österreich-Ungarn immer wieder (von 1615 bis 1739 sich steigend); mit Italien in den siebziger Jahren. Die Kapitulationen bestanden — wie gesagt — bis zum Beginn des Weltkrieges: Deutschland hatte zwar schon 1892 (als die erste und einzige Macht) seine Zustimmung zur Abschaffung ausgesprochen; dann Österreich-Ungarn 1909 anlässlich des bosnischen Vertrages und Italien 1912 im Tripolisfrieden. Aber gegenüber dem Dreibund hielt der Dreiverband an seiner antitürkischen Politik fest, und da die Aufhebung nur mit der einmütigen Zustimmung aller Großmächte möglich ist, so hat der gute Wille der früheren Dreibundsmächte nichts genützt. Der Weltkrieg erst kann und muß den entscheidenden Schritt bringen.

Das Wesen der Kapitulation ist die „Exterritorialität“ des Fremden in der Türkei: er bleibt „Ausländer“, er bleibt heimisch in seinem eigenen Staat — mit allen Rechten seines Heimatstaates, mit allen Rechten der gastlichen Türkei — und ohne alle Pflichten dieser Türkei gegenüber. Der fremden Kolonie gegenüber hat die Türkei keine Gerichtsbarkeit, keine

Polizeigewalt, kein Steuerrecht; sie hat auch kein eigenes Zollrecht und kein eigenes Verkehrsrecht (in Post und Bahn). Die Kolonien wurden zu „Staaten im Staat“ und umfassen nicht nur Fremde, sondern auch einheimische Osmanen, die dem Schutzbereich eines Konsuls oder eines Gesandten angehören, und auch religiöse Gemeinschaften, wie Klöster. Die Fülle der Möglichkeiten, auf dieser Grundlage einen Anlaß zu einer „Intervention“ einer europäischen Macht gegen die Türkei zu finden, liegt auf der Hand; es genügt ein einziges Beispiel: aus den Streitigkeiten zwischen Rußland und Frankreich um die religiösen Rechte in Jerusalem ist der Russisch-Türkische Krieg 1876 entstanden.

Das Konsulargericht hat die Gerichtsbarkeit in Streitigkeiten nicht nur zwischen den eigenen Konnationalen, sondern auch (in mancherlei Fällen) zwischen türkischen Untertanen und fremden Staatsangehörigen. Die türkische Polizei darf keinen Ausländer fassen, auch nicht bei Vergehen, welche die öffentliche Ordnung und Sicherheit des Staates bedrohen. Auch die Sanitätspolizei kann sich nicht durchsetzen: der Bürgermeister von Konstantinopel will kranke Dirnen kontrollieren, erläßt ein sanitätspolizeiliches Gesetz und läßt die Französinen usw. verhaften, die sich nicht melden. Sofort interveniert die französische Botschaft: auch die kranken Dirnen dürfen nicht von der türkischen Sanitätspolizei angefaßt werden — — und der türkische Bürgermeister kann die Gesundheit seiner Hauptstadt nicht schützen.

Noch gewichtiger als die juristische „Kapitulation“ sind die wirtschaftlichen Machtminderungen. Der Fremde zahlt keinerlei Steuer: er genießt sämtliche Vorteile der Überlegenheit gegenüber dem einheimischen primitiven Türken (wie Ausbildung und Verbindung, Geldkraft und Erfahrung), er beansprucht türkische Straßenbauten und Verkehrswege, er verdient große Summen — und er selbst gibt dem türkischen Staat keinen Steuerbeitrag ab. Ein türkischer Finanzminister hat ausgerechnet, daß eine mäßige Gewerbe- und Einkommensteuer samt der Beseitigung des fremden Postrechts genüge, das türkische Budgetdefizit zu decken.

Die Türkei darf ihre Zölle nicht festsetzen, wie sie sie braucht zur Entwicklung ihrer Wirtschaft, sondern wie Europa sie braucht zur Überschwemmung der Türkei mit Waren und zur Schwächung ihres eigenen Landes. Nur ein gleichmäßiger Wertzoll wird gestattet — und wenn er erhöht werden soll, ist auch dazu Vorbedingung die Einmütigkeit der zustimmenden Großmächte, die dann für die Verwendung noch Vorschriften machen: so beispielsweise England, Rußland und Frankreich, daß nichts für den Bau der Bagdadbahn angelegt wird. Auch die Bahnen selbst müssen kilometerweis „konzessioniert“ werden: einer befreundeten Macht und gegen die feindlichen Mächte, die dafür dann Gegenleistungen beanspruchen.

Das soll und kann kein vollständiges Bild der Kapitulationen sein, aber dartun, was Moltke meinte, wenn er sagte: „Europa nimmt an der Türkei mehr Anteil als die Türkei selbst.“ So sah auch ein fran-

zösischer Staatsrechtslehrer es richtig, wenn er es aussprach: „Dieses System schädigte und schwächte die Herrschaft der Türkei mehr als der Verlust der wichtigsten Gebiete.“

Freilich: mit der bloßen Abschaffung dieser drückenden Fessel aus dem Mittelalter ist natürlich noch nichts Neues erreicht. Die Türkei wird organisatorische und erfahrene und zuverlässige Hilfskräfte für den Aufbau und Ausbau brauchen, und sie will sie aus Deutschland berufen, damit die internationalen Kapitulationen durch nationale Garantien ersetzt werden.

* * *

April 1916.

Das Gewölbe hat sich gerundet und geschlossen, in dem Deutschland und die Türkei die Ecksteine darstellen: an Österreich-Ungarn hat sich der Donau entlang breit Bulgarien gefügt. Der Block ist fertig: der aus inneren Notwendigkeiten zusammengewachsene und zusammenhaltende Vierbund von der Nordsee bis zum Persischen Golf. Der „Balkanzug“, der in gerader, sicherer Linie Berlin mit Konstantinopel verbindet, ist die lebensvolle Bestätigung dieses politischen Gewinns des Weltkrieges. Die Zahl der Deutschen, die im Krieg nach Konstantinopel kommen, ist größer, als sie je im Frieden war. Dreierlei soll darum jeder wissen, der unsere türkischen Freunde besucht.

Einmal: Die alte Türkei hat ganze 32 Jahre lang (von 1876 bis 1908) einen Sultan ertragen müssen, der nicht nur nichts entwickelt, sondern alles

geradezu verwüstet hat. Während der gleichen Zeit, in der Europa und besonders Deutschland durch eine planmäßige Organisation der Arbeit und durch zielbewußte Ausnutzung aller technischen Erfindungen und Fortschritte eine in der Weltgeschichte noch nie dagewesene Entwicklung gesteigert hat, hat Sultan Abdul Hamid durch eine chinesische Mauer sein Land und Volk abgesperrt und zurückgehalten und Verfall und Verwesung förmlich gezüchtet. Keine Kluft konnte größer werden und sein als die zwischen dem vorwärts stürmenden Europa und der rückwärts gezwungenen Türkei. Dieser superlative Gegensatz einer ganzen Generation in einem höchsten Höhepunkt und einem tiefsten Tiefpunkt muß klar gegenwärtig bleiben.

Sodann: Die junge Türkei hat erst sieben Jahre lang eine Neuordnung versuchen dürfen — aber nicht etwa durch eine ehrliche Hilfe Europas gefördert, sondern nochmals durch den feindseligen Widerstand von vier Großmächten und von vier Nachbarmächten gehemmt und geschädigt: durch Rußland, England, Frankreich und Italien ebenso wie durch Bulgarien, Serbien, Griechenland und Montenegro. Diese sieben Jahre der jungen Türkei bedeuten einen siebenjährigen Krieg in drei Weltteilen; in Europa: zwei Feldzüge in Albanien und zwei Balkankriege gegen die vier Balkanmächte; in Afrika: den Tripoliskrieg gegen Italien; und endlich in Asien: in Arabien gegen englische Aufständerei, in Armenien gegen russische Eingriffe und im Libanon gegen französische Umtriebe. Zu dieser äußeren Bedrängnis an allen Ecken und

Enden in drei Weltteilen kommen noch die inneren Krisen der Umbildung aus dem ancien régime zu einem modernen Staatswesen durch drei Revolutionen... Und trotz alledem wird jeder Kenner der wirklichen Verhältnisse vor 1908 und der seitherigen Fortschritte feststellen müssen: es ist gearbeitet, vorangeschafft worden! „Neues Leben blüht aus den Ruinen.“ Kein Vergleich mit Berlin gibt den richtigen Maßstab, sondern nur ein Vergleich mit der einheimischen Wirklichkeit 1908 und 1916. Und der Weltkrieg ist die Prüfung und Bestätigung: in der siegreichen Abwehr der englisch-französischen Doppelweltmacht vor den Dardanellen, in der weltgeschichtlichen Niederzwingung des englischen Weltruhms durch die Dardanellen wie in Mesopotamien (und wohl auch noch am Suezkanal), durch eine so gründliche Schädigung des englischen „Prestiges“ im gesamten weiten Orient, wie es selbst Napoleon nicht erreicht hat. Gewiß hilft deutsche Organisation; aber die streitende und leidende Masse ist die türkische Nation.

Und drittens: Die Türkei beteiligt sich trotz ihrer siebenjährigen Kriege und Krisen noch an diesem Weltkrieg, und sie kämpft mit ihrer ganzen Kraft ihren Bierfrontenkrieg durch — warum? Eben um als türkische Nation ihre Selbständigkeit und Selbstbestimmung zu erstreiten und zu sichern: die Türkei will türkisch werden — zum erstenmal und ein für allemal! Die Türkei war seit Jahrhunderten nur Objekt für Europa gewesen, ein Objekt der Ausbeutung und Bevormundung; sie will und muß Subjekt werden,

das sich selbst bestimmt. Das ist ein Kriegsziel, das ebenso vom türkischen wie vom deutschen Interesse gefordert wird. Man muß immer wieder wissen: daß die Türkei durch die „Kapitulationsverträge“ der feindlichen Großmächte daran gehindert war, Eisenbahnen zu bauen, wie und wo sie sie brauchte. (Deshalb mußte Erzerum fallen, das 800 Kilometer von der nächsten Bahnstation entfernt liegt, während die Russen dank einer Reihe strategischer Bahnen näher daran waren; deshalb war Bagdad bedroht, weil die Engländer mit ihrer Dampfschiffahrt näher daran waren als die Türken, die keine Bahn hatten; deshalb braucht der Suezkanal seine Zeit; deshalb ist die Verteilung der Ernährung schwierig.) Man muß immer wieder wissen, daß die Türkei bisher verhindert wurde, ihre Wirtschaft nach ihren Bedürfnissen zu entwickeln, d. h. Zölle festzusetzen, wie sie sie brauchte. Die feindlichen Großmächte schrieben die Zölle vor — zu ihrem eigenen Nutzen und zum wachsenden Schaden der Türkei und auch Deutschlands. Die politische und wirtschaftliche Selbständigkeit — das ist das Kriegsziel der türkischen Regierung und der türkischen Nation. „Wenn wir ganz Ägypten eroberten und halb Rußland gewannen — der Krieg wäre für uns doch verloren, wenn die Kapitulationen bestehen blieben“ — so sagte mir schon im vorigen Oktober ein leitender türkischer Staatsmann ganz richtig. Ich behaupte: selbst die beste deutsche Behörde hätte die Türkei nicht entwickeln können, wenn und solange sie durch die Bande der „Kapitulationen“ gefesselt ist.

Nochmals: Die Türkei will türkisch werden. Das ist — kurz und bündig, klar und richtig — das türkische Kriegsziel. Im Innern und nach außen! Dieser Krieg bestätigt und erfüllt die Forderung Moltkes, daß die Türkei ihre eigenen Provinzen erst noch zu erobern habe. Diese türkische „Eroberung“ bringt der Krieg für Syrien und Mesopotamien. Wer in diesem März mit dem Kriegsminister Enver Pascha die Fahrt durch Anatolien und Syrien, nach Arabien und bis vor den Suezkanal mitmachen konnte, der hat als Augenzeuge mit freudigem Staunen feststellen müssen, wie die Kriegsarbeit des türkischen Gouverneurs und Kommandeurs Djemal Pascha das ganze weite Gebiet vom Taurusgebirge bis in die Sinaiwüste erfaßt und durchgearbeitet, der türkischen Zentralgewalt erschlossen und gewonnen hat: militärisch, wirtschaftlich, organisatorisch. Da sind Eisenbahnen und Automobilstraßen entstanden, Baracken und Zisternen — „muster-gültig“; da sind Felder bestellt und Däsen bis in die Wüste — selbst durch „Frauenbataillone“; da sind wüste Stadtviertel beseitigt und neue Stadtanlagen gewachsen. Jetzt mitten im Weltkrieg! Da ist alles französische Wesen verschwunden und dahin, und — „Syrien gehört zum erstenmal wirklich und richtig der Türkei“: so hat es ein erfahrener Staatsmann gesehen... Und ähnlich wird's drüben in Mesopotamien gehen, sowie Kut el Amara gefallen ist — und es wird und muß fallen! Das weiß in Konstantinopel jeder, der dort die Dinge kennt. Das arabische Mesopotamien wird aufhören und aufsehen — zum

türkischen Sieger hin, der eine ganze englische Garnison gefangennimmt, so groß wie bisher keine europäische Front dieses Weltkrieges sie eingebracht hat. Maschallah!

Die Türkei will türkisch werden — auch nach außen. Ein Bild des türkischen „Kladderadatsch“ zeigt folgende Szene: Ein Europäer wird von einem Türken gefragt: „Warum machst du denn ein so betrübtetes Gesicht?“ — „Ach!“ antwortet der Europäer, „ich muß ja jetzt Türkisch verstehen, wenn ich in der Türkei vorankommen will!“ — „Gut!“ erwidert der Türke, „bisher mußte ich Türken in meinem türkischen Heimatland mich fränkisch geben, um bestehen zu dürfen!“ — Und dann setzt er auseinander, daß die Türken deshalb Land an Bulgarien abgetreten haben, deshalb den Russen, den Engländer, den Franzosen im Kaukasus, in Mesopotamien, in den Dardanellen hinnehmen, deshalb eine Million Menschen hingeben und deshalb die wirtschaftliche Not auf sich nehmen — freudig und siegesicher —, nur um endlich frei werden zu können, um endlich türkisch sein zu dürfen. Das ist der türkische „Nationalismus“ als Kriegsziel, und so wird der türkische Nationalismus auch zum Kriegsmittel. Die türkische Regierung braucht den nationalen Willen des kämpfenden und leidenden Volkes, und sie stärkt ihn durch nationale Verfügungen. Da läuft auch etwas wie „Chauvinismus“ mit unter; aber wo wäre ein solcher geschichtlicher Übergang ganz frei von solchen Einschlägen? Außerliches und Vorübergehendes sollte nicht den inneren Kern einer notwendigen Ent-

wicklung verdecken. Was in Ungarn und in Bulgarien gerecht erscheint, darf und muß auch für die Türkei billig sein . . . Die Türkei will türkisch werden: einheitlich und selbständig, frei und stark.

Je einheitlicher und je stärker die neue Türkei wird, desto sicherer und wertvoller wird sie als Deutschlands Bundesgenosse. Das türkische und das deutsche Interesse deckt sich für den, der die zweihundertjährige Geschichte der preussisch-deutschen Orientbeziehungen durchgearbeitet hat, im Grunde so überzeugend, daß das Wort gewagt werden kann: die deutsch-türkische Zusammengehörigkeit ist eine geschichtliche Unerbittlichkeit. Das ist auch die Stimmung des türkischen Volkes, und das ist die Einsicht und der Wille der türkischen Staatsmänner, die ganz klar und sicher den Weg sehen: für eine freie Türkei an der Seite des deutschen Bundesgenossen im siegreichen Krieg wie im erbeit-samen Frieden.

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Vorwort	7
Tagebuchblätter aus der Juli-Revolution 1908 . . .	13
Türkische Frauen	91
Im Harem	102
Die April-Reaktion 1909	125
Armenische Massaker	133
Im Tauruspaß	153
Eine Orient-Prophetie von Friedrich List	159
Auf dem Weg zum deutsch-türkischen Bündnis . . .	193
1909/10: Anfänge und Fortschritte	193
1911: Die türkische Besichtigung Deutschlands . .	204
1911/12: Die Krisis des Tripoliskrieges	208
1912/13: Die Prüfung des Balkankrieges	221
1914/15: Die deutsch-türkische Kriegsgemeinschaft .	234
1915/16: Das türkische Kriegsziel	247

Die Zentrale für alle deutsch-türkische Arbeit ist die

„Deutsch = Türkische Vereinigung“

Geschäftsstelle: Berlin, Schöneberger Ufer 36a

..... Ehrenmitglieder:

Erz. Enver Pascha, Türkischer Kriegs-
minister und Vize-Generalissimus / Erz.
Generalfeldmarschall Freiherr von der
Goltz † / Seine Hoheit der Großwesir a. D.
Sakki Pascha, Türkischer Botschafter /
Erz. Marschall Liman von Sanders /
Erz. General Mahmud Mukhtar Pascha,
Türkischer Botschafter a. D. / Erz. Freiherr
von Wangenheim †, weiland Deutscher
Botschafter in Konstantinopel

..... Schriftführer:

Professor Dr. Ernst Jäckh, Berlin

Die Geschäftsstelle steht für jede Auskunft
(auch über die Anmeldung zur Mitglied-
schaft) gern zur Verfügung.

Zur Zeit gibt Ernst Jäckh heraus:

Die Zeitschrift

Deutsche Politik

die Wochenschrift für deutsche Kultur- und Welt-
politik; gemeinsam mit Paul Rohrbach und
Philipp Stein (Verlag G. Kiepenheuer in Weimar)

Die politische Flugschriftenammlung

Der Deutsche Krieg

(Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart), von der bis-
her 77 Hefte erschienen sind, u. a. von Reichsschatz-
sekretär Dr. Helfferich, Friedrich Naumann, Paul
Rohrbach, Graf Reventlow, Professor Dr. von Schulze-
Gävernitz, Gertrud Bäumer, Rudolf Eucken, Hermann
Oncken, Gottfried Traub, Hermann Muthesius.

Die deutsche und österreichische Schriftenfolge

Weltkultur und Weltpolitik

(Verlag F. Bruckmann U.-G. in München) gemein-
sam mit dem Institut für Kulturforschung in Wien.

Die

Deutsche Orient-Bücherei

(Verlag G. Kiepenheuer, Weimar), von der bisher
15 Bände erschienen sind und die das Wort des
west-östlichen Divans zum Motto nimmt: „Orient
und Okzident sind nicht mehr zu trennen.“

In der politischen Flugschriften-Sammlung

Der Deutsche Krieg

Herausgegeben von Ernst Jäckh

Preis jedes Heftes 50 Pfennig

sind erschienen:

Deutschland und der Islam

Von Prof. Dr. H. C. Becker

Überzeugend weist Becker nach, daß einerseits Deutschland die einzige Macht ist, zu deren Lebensinteressen eine lebenskräftige Türkei gehört, daß andererseits die Türkei in dem Augenblick untergehen müßte, in dem Deutschlands Großmachtstellung vernichtet würde.

Deutsch-türkische Freundschaft

Von Dr. Carl Anton Schäfer

Verfasser schildert die deutsch-türkischen Wirtschaftsbeziehungen, die die Grundlage des freundschaftlichen Verhältnisses Deutschlands zur Türkei bilden. Lehrreich sind die Vergleiche der strupellosen Absichten und Ziele Englands mit unserer Politik. Umgekehrt ist die Kraft Deutschlands die Kraft der Türkei, so daß die politischen Schicksale des einen Staates nicht ohne Rückwirkung auf die des andern sein können.

Deutsch-türkische Waffenbrüderschaft

Von Prof. Dr. Ernst Jäckh

Welche Bedeutung das Eingreifen der Türkei für uns haben kann, das wird von allen Ausführungen des Verfassers am meisten interessieren, nicht weniger aber wohl auch die Ausblicke in die Möglichkeiten eines engen wirtschaftlichen und kulturellen Zusammengehens nach Friedensschluß zwischen der Türkei und den Zentralmächten.

Ein ausführlicher Prospekt über die Sammlung „Der Deutsche Krieg“ ist durch jede Buchhandlung, auf Wunsch auch direkt von der unterzeichneten Verlagsbuchhandlung zu erhalten.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Rußlands Orientpolitik in den letzten zwei Jahrhunderten

Von
Hans Uebersberger

1. Band. Geheftet M 7.—, in Halbfranzband M 9.—

„Der erste Teil umfaßt die Zeit von Peter dem Großen bis zu Katharina der Großen. Das ist die Periode, in der Rußland sich mit dem Orientproblem zu befassen beginnt, bis zur Zeit, wo der Gedanke an eine Besitzergreifung Konstantinopels in der Kaiserin Katharina II. so feste Gestalt gewinnt, daß sie ihren Großsohn auf den bezeichnenden Namen Konstantin taufen läßt. Es bildet keine leichte Lektüre, dieses Buch, das mit großem Fleiß allen kriegerischen und diplomatischen Einzelheiten nachgeht, die nur zu oft in kleinliche Intrigen und sinnlose Kaufereien ausarten. Niemand, der sich für die Entwicklung der Orientfrage interessiert, wird an diesem objektiven und gut orientierenden Werke vorübergehen können.“
(Die Hilfe, Berlin.)

Die Balkanpolitik Österreich-Ungarns seit 1866

Von
Theodor von Sosnosky

2 Bände. Geheftet M 14.—, gebunden M 17.—

„Das Buch ist außerordentlich zeitgemäß. Sosnosky gibt in diesem Werke nicht nur eine übersichtliche und zusammenhängende Darstellung des Anteils, den das Habsburgerreich an der orientalischen Frage genommen hat, sondern er unterstützt das Verständnis für diese Phase der österreichischen Orientpolitik noch durch einen Überblick über die Gesamtheit der Ereignisse, die sich im nahen Orient seit den Tagen der Mohacser Schlacht im Jahre 1526 bis zu der jüngsten Umwälzung auf dem Balkan zugetragen haben. So bietet das Werk für Militärs und Kriegshistoriker nicht minder reiches Quellenmaterial wie für den Politiker und Geschichtsforscher; aber über diese Berufskreise hinaus ist es eine belehrende Lektüre für jeden Geschichtsfreund.“
(Nugsburger Postzeitung.)

